

Gedichte in deutscher Sprache von Autorinnen mit jüdischen Wurzeln

Zusammengestellt von Georg Aehling aus der in seinem Verlag erschienenen Anthologie:

Ist es Freude, ist es Schmerz?
Jüdische Wurzeln – deutsche Gedichte

Eine alphabetische Anthologie

Herausgegeben und mit bio-bibliografischen Angaben versehen von
Herbert Schmidt

1. Auflage, Januar 2012
© 2012 xim Virgines

VERLAG

xim Virgines, Editio Libri e. K., Brend'amourstr. 33, D-40545 Düsseldorf
www.editionvirgines.de, editionvirgines@t-online.de

REDAKTION

Lea Beiermann, Georg Aehling

DRUCK UND BINDUNG

Beltz Bad Langensalza GmbH, Printed in Germany

EINBAND- UND UMSCHLAGGESTALTUNG

Ursel Schiemann Gestaltung, Düsseldorf, unter Verwendung des Bildmotivs
„Blumen“ von Gerhard Richter, 1977, 40 x 50 cm, Öl auf Holz, Privatsammlung, © Gerhard Richter

ABBILDUNGEN

„Hugo von Hofmannsthal 1874-1929, Franz Kafka 1883-1924, Alfred Mombert 1872-1942, Rudolf Borchardt 1879-1945“
aus der Werkgruppe: „48 Portraits“ von Gerhard Richter, Museum Ludwig Köln, 1971/72, je 66,7 cm x 51,7 cm, Werknummern
324-36, 324-28. 324-25, 324-48 © Gerhard Richter

VORSATZ

aus: Heinrich Heine, Romanzero, III. Hebräische Melodien, Jehuda Ben Halevy, Lechzend klebe mir die Zunge; Hamburg 1851.
© Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf

NACHSATZ

Faksimile der Handschrift von Heinrich Heine, aus: Romanzero, III. Hebräische Melodien, Jehuda Ben Halevy, Bei den Wassern
Babels saßen. © Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf

Jahre kommen und vergehen –
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule –
Was er webt, das weiß kein Weber.

Zahlreiche Verlage und Rechteinhaber haben die Herausgabe dieser Anthologie dadurch ermöglicht, dass sie freundlicher-
weise die Rechte zum Abdruck von Gedichten, teils kostenfrei, erteilt haben und in entgegenkommender Weise sehr behilflich
waren. Dafür gilt den beteiligten Verlagen und Rechteinhabern ein ganz außerordentlicher Dank.

Trotz intensiven Bemühens um vollständige Bibliografierung haben Herausgeber und Verlag für einige Gedichte keine
Rechteinhaber ermitteln können. Diese werden gebeten, sich ggf. an den Verlag zu wenden.

Auch konnten bei einigen Biografien nicht alle Angaben absolut sicher verifiziert werden. Herausgeber und Verlag bitten um
Verständnis und die Betroffenen oder deren Nachkommen ggf. um korrigierende Information.

QUELENNACHWEISE

Bei den Sachtexten, Gedichten und Biografien sind die Quellenangaben teils verkürzt wiedergegeben.
Vollständige Angaben finden sich im Literaturverzeichnis.

ISBN 978-3-934268-97-5

AICHINGER, ILSE

*1921

Gebirgsrand

Denn was täte ich,
wenn die Jäger nicht wären, meine Träume,
die am Morgen
auf der Rückseite der Gebirge
niedersteigen, im Schatten.

Florestan

Jetzt will ich dich,
mein Bruder,
in den Gängen fangen
und unter den Schnee
treiben.
Die Übergänge
will ich dir zeigen
und die Stätten,
um kurz zu rasten.
Ich will dich
Von den hellen Plätzen
verscheuchen,
daß du weit auffliegst
um dich zu mir
fort begibst,
unserem Kranz
zur Nacht.

Die trüben Stunden nutzend

Laß das Gelichter
auf den Feldern rasten
im Dunst, der aufsteigt,
denn nichts leuchtet dir.
Die Grottenbahnen auf den Hügeln
sind jetzt geschlossen,
die Rüben lange aus der Erde,
die Kinder fort.
Die Blumenflechter sind die letzten,
die noch blieben,
sie brennen Öl,
mit ihnen läßt sich reden.

Zeitlicher Rat

Zum ersten
mußt du glauben,
daß es Tag wird,
wenn die Sonne steigt.
Wenn du es aber nicht glaubst,
sage ja.

Zum zweiten
mußt du glauben
und mit allen deinen Kräften,
daß es Nacht wird,
wenn der Mond aufgeht.
Wenn du es aber nicht glaubst,
sage ja
oder nicke willfährig mit dem Kopf,
das nehmen sie auch.

Briefwechsel

Wenn die Post nachts käme
und der Mond
schöbe die Kränkungen
unter die Tür:
Sie erschienen wie Engel
in ihren weißen Gewändern
und stünden still im Flur.

Widmung

Ich schreibe euch keine Briefe,
aber es wäre mir leicht, mit euch zu sterben.
Wir ließen uns sacht die Monde hinunter
und läge die erste Rast noch bei den wollenen Herzen,
die zweite fände uns schon mit Wölfen und Himbeergrün
und dem nichts lindernden Feuer, die dritte, da wär ich
durch das fallende dünne Gewölk mit seinen spärlichen Moosen
und das arme Gewimmel der Sterne, das wir so leicht überschritten,
in eurem Himmel bei euch.

AICHINGER, ILSE

Pseudonym für Ilse Eich; geb. 1. November 1921 in Wien.

Österreichische Schriftstellerin und eine der Repräsentantinnen der deutschen Nachkriegsliteratur.

Besucht eine Klosterschule in Wien. 1939 Abitur. Als Tochter einer jüdischen Ärztin wird sie als „Halbjüdin“ in Wien dienstverpflichtet. Studiert von 1945 bis 1947 Medizin in Wien, bricht ab und ist dann als Lektorin tätig. 1953 Heirat mit dem Lyriker Günter Eich. Umzug an den Chiemsee, später nach Lenggries/Oberbayern. 1963 nach Großmain/Salzburg. Nach dem Tod ihres Mannes und ihrer Mutter geht sie 1984 nach Frankfurt am Main. Seit 1988 lebt sie wieder in Wien. Nach dem Tod ihres Sohnes Clemens 1998 zieht sie sich aus der literarischen Öffentlichkeit zurück.

In ihren Werken baut sie nicht nur auf Empfindungen, auch auf ihre bitteren Erfahrungen, das Leid einer Verfolgten in der Zeit der Rassendiskriminierung. „Ich schreibe nur deshalb, weil ich keine bessere Möglichkeit zu schweigen sehe“, erklärt sie bei der Verleihung des Nelly-Sachs-Preises.

ALONI, JENNY

1917-1993

Die Welt

Was ist die Welt? Ein dunkles Firmament
von Ewigkeit zu Ewigkeit geflochten,
und in ihm Sterne, namenlose Sonnen,
und in ihm unentrinnbar ein Gesetz.

Was ist die Welt? Das Prisma aller Farben
der Spiegel aller Formen und Gestalten,
die jemals waren, jemals werden sein,
und eine volle Tastatur von Freud und Leiden.

Was ist die Welt? Ein Bruchstück des Atoms,
das Kreisen seines Splitters um den Kern,
des allumfassenden Gebots Erfüllung,
und wenn du willst, ein Nichts, ein Wahn.

Was ist die Welt? Blick um dich, schau:
ein Dorf an einem Bach im Tal,
und durch die Straßen gehen Männer, Frauen,
am grünen Abhang weiden graue Schafe.

Doch wenn du mich befragst, was ist die Welt:
Ein Kind und du und ich und ringsumher ein Tag,
ganz ohne Gestern, ohne jedes Morgen,
von Sonnenlicht durchströmt und voll genossen.



ALONI, JENNY

geb. 7. September 1917 in Paderborn, gest. 30. September 1993 bei Tel Aviv. Schriftstellerin.
1924 bis 1935 Schülerin des Michaelsklosters in Paderborn. Verlässt dieses 1935 und geht für
einige Monate in ein Lager, in dem Jugendliche auf die Auswanderung vorbereitet werden.
1936 Übersiedlung nach Berlin. 1939 Abitur und gleich darauf gelingt ihr noch die
Auswanderung als Leiterin eines Kindertransports nach Palästina. In Jerusalem Studienbeginn
an der Hebräischen Universität. 1942 Eintritt in eine jüdische Einheit der britischen Armee.
1946 Entlassung. Besuch einer Schule für Sozialarbeit. 1948 Heirat. Arbeit in der
Jugendfürsorge, später weiterhin ehrenamtlich für diese tätig. Besucht 1955 erstmals wieder
ihren Geburtsort.

Immer wieder stellt sie in ihren Gedichten die Frage nach der Rechtfertigung ihres Lebens.

ARENDT, HANNAH
1906-1975

Müdigkeit

Dämmernder Abend –
Leise verklagend
Tönt noch der Vogel Ruf
Die ich erschuf.

Graue Wände
Fallen hernieder,
Meine Hände
Finden sich wieder.

Was ich geliebt
Kann ich nicht fassen,
Was mich umgibt
Kann ich nicht lassen.

Alles versinkt
Dämmern steigt auf.
Nichts mich bezwingt –
Ist wohl des Lebens Lauf.

Es kommen die Stunden
Die alten Wunden
Die längst vergessen
Drohn zu zerfressen.

Es kommen die Tage,
Da keine Waage
Des Lebens, der Leiden
Sich kann entscheiden.
Die Stunden verrinnen,
Die Tage vergehen,
Es bleibt ein Gewinnen
Das bloße Bestehen.
(Winter 1923/24)

In sich versunken

Wenn ich meine Hand betrachte
– Fremdes Ding mit mir verwandt –
Stehe ich in keinem Land,
Bin an kein Hier und Jetzt,
Bin an kein Was gesetzt.
Dann ist mir, als sollte ich die Welt verachten,
Mag doch ruhig die Zeit vergehen,
Nur sollen keine Zeichen mehr geschehen.

Betracht ich meine Hand,
Unheimlich nahe mir verwandt,
Und doch ein ander Ding.
Ist mehr als ich bin,
Hat sie höheren Sinn?

Sehn wir uns wieder
Blüht weißer Flieder,
Ich hüll dich in Kissen
Du sollst nichts mehr missen.

Wir wollen uns freun,
Daß herber Wein,
Daß duftende Linden
Uns noch beisammen finden.

Wenn Blätter fallen,
Dann laß uns scheiden.
Was nützt uns Wallen?
Wir müssen es leiden.

Spätsommer

Der Abend hat mich zugedeckt
So weich wie Samt, so schwer wie Leid.

Ich weiß nicht mehr wie Liebe tut,
Ich weiß nicht mehr der Felder Glut,
Und alles will entschweben

Um nur mir Ruh zu geben.

Ich denk an ihn und hab ihn lieb
Doch wie aus fernen Landen
Und fremd ist mir das Komm und Gieb
Kaum weiß ich was mich bangt.

Der Abend hat mich zugedeckt
So weich wie Samt, so schwer wie Leid.
Und nirgends sich Empörung reckt
Zu neuer Freud und Traurigkeit.

Und alle Weite die mich rief
Und alles Gestern klar und tief,
Kann mich nicht mehr betören.
Ich weiß ein Wasser groß und fremd,
Und eine Blume die keiner nennt
Was soll mich noch zerstören?

Der Abend hat mich zugedeckt
So weich wie Samt, so schwer wie Leid.

W. B.

Einmal dämmert Abend wieder,
Nacht fällt nieder von den Sternen,
Liegen wir gestreckte Glieder
In den Nähen, in den Fernen.

Aus den Dunkelheiten tönen
Sanfte kleine Melodeien.
Lauschen wir uns zu entwöhnen,
Lockern endlich wir die Reihen.

Ferne Stimmen, naher Kummer –:
Jene Stimmen jener Toten,
Die wir vorgeschickt als Boten
Uns zu leiten in den Schlummer.
(Für ihren umgekommenen Freund Walter Benjamin)

Aufgestiegen aus dem stehenden Teich der Vergangenheit
Sind der Erinnerungen viele.
Nebelgestalten ziehen die sehnsüchtigen Kreise meiner Gefangenheit

Vergangen, verlockend, am Ziele.

Tote, was wollt Ihr? Habt Ihr im Orkus nicht Heimat und Stätte?
Endlich den Frieden der Tiefe?
Wasser und Erde, Feuer und Luft sind euch ergeben, als hätte
Mächtig ein Gott Euch, und rief

Euch aus stehenden Wässern, aus Sümpfen, Mooren und Teichen
Sammelnd geeinigt herbei.
Schimmernd im Zwielflicht bedeckt Ihr mit Nebel der Lebenden Reiche,
Spottend des dunklen Vorbei.

Spielen wollen auch wir; ergreifen und lachen und haschen
Träume vergangener Zeit.
Müde wurden auch wir der Straßen, der Städte, des raschen
Wechsels der Einsamkeit.

Unter die rudernden Boote mit liebenden Paaren geschmückt auf
Stehenden Teichen im Wald
Könnten auch wir uns mischen – leise, versteckt und entrückt auf
Nebelwolken, die bald

Sachte die Erde begleiten, das Ufer, den Busch und den Baum,
Wartend des kommenden Sturms.
Wartend des aus dem Nebel, aus Luftschloß, Narrheit und Traum
Steigenden wirbelnden Sturms.

ARENDT, HANNAH

eigentlich Johanna Arendt; geb. 14. Oktober 1906 in Linden bei Hannover, gest. 4. Dezember 1975 in New York.

Gesellschafts- und Politikwissenschaftlerin, Philosophin.

Kommt mit drei Jahren nach Königsberg. Erlebt als Kind wohlhabender, sozialdemokratisch eingestellter Eltern eine glückliche, erfüllte Kindheit. Der Tod des Vaters 1907 ist der erste Schicksalsschlag. Schreibt mit 17 Jahren ihre ersten Gedichte. Nachdem sie wegen Differenzen mit einem Lehrer die Luisenschule verlässt, geht sie nach Berlin und hört dort Vorlesungen über Philosophie.

Nach Königsberg zurückgekehrt macht sie dort 1924 als Externe Abitur. 1924 bis 1928 Studium der Philosophie, Theologie und Klassischen Philologie in Marburg, Freiburg im Breisgau und Heidelberg bei Heidegger, Jaspers und Husserl. 1928 Promotion bei Jaspers über Augustinus. Mit Heidegger verbindet sie mehr als nur geistige Nähe. 1929 Heirat mit Günther Stern alias Günther Anders (siehe dort).

Nachdem ihr Mann schon im März 1933 aus Deutschland nach Paris geflüchtet ist, folgt sie ihm nach achttägiger Inhaftierung durch die Gestapo, über Karlsbad, Genua und Genf. 1937 wird ihr die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Ihre Ehe wird 1937 geschieden. Drei Jahre später heiratet sie den Philosophen Heinrich Blücher. Im selben Jahr werden beide interniert, ehe ihnen 1941 die Flucht in die USA gelingt, wo Hannah Arendt politische Kolumnen für die deutsch-jüdische Wochenzeitschrift Aufbau schreibt.

1948 bis 1952 Direktorin der Jewish Cultural Reconstruction Organization zur Rettung jüdischen Kulturguts. In dieser Funktion reist sie 1949/50 erstmals wieder nach Deutschland. Trifft sich auch mit Martin Heidegger, dem früheren Freund. 1951 erhält sie die amerikanische Staatsbürgerschaft. Nach mehreren Gastvorlesungen, u.a. in Princeton und Harvard, erhält sie 1953 eine Professur in New York. 1959 dann eine ordentliche Professur für Politik in Princeton. Da die jüdische Identität ihr sehr wichtig ist, setzt sie sich auch mit strittigen Gegenwartsfragen des jüdischen Volkes auseinander.

1961 Berichterstattung über den Eichmann-Prozess in Jerusalem für die Zeitschrift New Yorker. Ihre Beiträge werden wegen der Kritik am Verhalten der Judenräte sehr angegriffen. Mit dieser Arroganz, zumal von jemandem, der damals in New York in Sicherheit war, schafft sie sich bei den Überlebenden des Holocaust viele Feinde. Besonderer Anlass ist das 1963 erschienene Buch Eichmann in Jerusalem: ein Bericht über die Banalität des Bösen. Doch es gibt kaum eine andere zeitgenössische Autorin, in deren theoretischem Werk literarische Texte eine so große Rolle spielen. Hannah Arendt: „Nur von den Dichtern erwarten wir Wahrheit (nicht von den Philosophen, von denen wir Gedachtes erwarten)“ notiert sie in ihrem Denktagebuch.

Ihre sensiblen Stimmungsgedichte ohne eigentlichen Stil zeigen die Traurigkeit, die hinter der Oberfläche des Glücks lauert. Sie zeigen Vergangenes aber auch Zukünftiges, vor allem aber Wahrheiten wie ihre Verletztheit.

ASCHNER, EVA

*1923

Wellenlänge 450

Das Radio da vor dir: Berichte, Klänge ...
dir zuckt die Hand. Du suchst die Wellenlänge;
die ist von früher dir noch wohlbekannt.
Es klopft dein Herz. In kurzen Augenblicken
kannst du die weite Ferne überbrücken
und Stimmen hören aus dem Heimatland ...

Gleich wirst du hören, was die drüben singen ...
Da horch: Erst ferne, – Laute zu dir dringen,
doch kein Gesang. Es ist ein Mann der spricht,
Was sagt er nur? Schon kannst du es erkennen:
Nur Namen, - Namen scheint er da zu nennen ...
Was liest er da? Sein Ton gefällt mir nicht.

„ ...bekannt, die Heeresmacht zu untergraben, –
und daß sie Sabotage betrieben haben,
zu schädigen gesucht den deutschen Staat.
Sie haben Öl und Waffen frech vernichtet –
und werden deshalb alle hingerichtet –
bei Tagesanbruch, morgen, für Verrat.“

Du wolltest hören, was sie drüben singen –
ja, weißt du nicht, daß sie ums Leben ringen?
Nun packt mich heiße Scham, Empörung, Wut.
Du hörst dich angstvoll und verzweifelt fragen:
Wie kann ich helfen, die Faschisten schlagen,
bevor das Land ertrinkt in eurem Blut?

ASCHNER, EVA

verh. Vergeinerova; geb. 1923 Wien.

Schriftstellerin, Lyrikerin und Übersetzerin.

Die Tochter eines Textilfabrikanten wächst zweisprachig, tschechisch und deutsch, auf. 1925 verunglückt ihre Mutter tödlich. Die Familie geht 1938 nach Prag. Sie folgt ihrem Bruder 1939 nach London, später nach Manchester. Heiratet den Sekretär des Tschechischen Clubs in London, Walter Vergeiner. Veröffentlicht Gedichte in zwei Anthologien und in Exilzeitschriften. Geht 1945 wieder nach Prag und arbeitet als Redakteurin, später als Gewerkschaftsangestellte. Nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ wird sie aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen.

Heute Tätigkeit als Übersetzerin und Dolmetscherin.

Ihr Vater wird 1942 in Auschwitz ermordet.

AUSLÄNDER, ROSE
1901-1988

Wer I

Wer wird sich meiner erinnern
wenn ich gehe

Nicht die Spatzen
die ich füttere
nicht die Pappeln
vor meinem Fenster
der Nordpark nicht
mein grüner Nachbar

Meine Freunde werden
ein Stündchen traurig sein
und mich vergessen

Ich werde ruhen
im Leib der Erde
sie wird mich verwandeln
und vergessen

Ich verzichte nicht

Ich verzichte
nicht
auf Blumen und Musik
auf meinen Zorn
über das Hungern Tausender
auf das Lächeln eines Menschen
auf harte und zarte Worte
auf das Da-Sein
in einer unfaßbaren Welt
Ich verzichte gern
auf den Tod
der nicht
auf mich verzichtet

Fragebogen

Der Fragebogen

soll ausgefüllt werden
ja oder nein
verschollene Namen und Daten
woher wohin
Unterschrift eidlich

Ja ich war einmal geboren
mein Wiegenland ist tot
ich bin Untermieter
in der Hölle
hab meinen Namen vergessen
drei eigene Kreuze
Amen

Noch bist du da

Wirf deine Angst
in die Luft

Bald
ist deine Zeit um
bald
wächst der Himmel
unter dem Gras
fallen deine Träume
ins Nirgends

Noch
duftet die Nelke
singt die Drossel
noch darfst du lieben
Worte verschenken
noch bist du da

Sei was du bist
Gib was du hast

AUSLÄNDER, ROSE

geborene Rosalie Beatrice „Ruth“ Scherzer; geb. 11. Mai 1901 in Czernowitz/Bukowina, gest. 3. Januar 1988 in Düsseldorf.

Deutschsprachige jüdische Lyrikerin und Übersetzerin aus dem Englischen und Jiddischen. Von 1907 bis 1919 Besuch der Volksschule und des Mädchenlyzeums in Czernowitz, Budapest und der Handelsschule in Wien. 1916 bis 1918 kriegsbedingter Aufenthalt in Wien. Ab 1919 Gaststudium der Literatur und Philosophie und intensive Beschäftigung mit dieser im Ethischen Seminar in Czernowitz.

Wandert 1921, nach dem Tod ihres Vaters, mit ihrem Freund Ignaz Ausländer in die USA aus. Arbeitet als Zeitungsredakteurin und publiziert ihre ersten Gedichte. 1923 Bankangestellte in New York, dort heiratet sie Ignaz. 1926 erhält sie die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Im selben Jahr fahren beide nach Czernowitz, wo sie die große Liebe ihres Lebens, Helios Hecht kennenlernt und sich von ihrem Mann trennt. In neuer Begleitung kehrt sie 1928 nach New York zurück. Doch wegen Krankheit der Mutter geht sie 1931 wieder nach Czernowitz. Gibt dort Englisch-Unterricht und ist lyrisch und journalistisch tätig. Ende 1933 Aufenthalt in Bukarest. Arbeitet dort als Fremdsprachenkorrespondentin. Trennt sich 1935 von Hecht. 1939, dem Jahr in dem ihr erster Gedichtband *Der Regenbogen* erscheint, Reisen nach Paris und New York. 1940 wieder in Czernowitz.

Von 1941 bis 1944 ist für sie die Zeit der Verfolgung und der Todesangst im Gefängnis und Getto. Nach der Rückeroberung der Bukowina durch sowjetische Truppen 1944 wird die jüdische Bevölkerung aus ihrer Not- und Schreckenszeit befreit.

1946 geht sie nach Bukarest und weiter in die USA, wo sie als Sekretärin einer Speditionsfirma bis 1961 tätig ist. Schreibt ihre Gedichte nunmehr ausschließlich in Englisch. Mehrere Reisen nach Europa und Israel. 1964 Aufenthalt in Israel. 1965 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland, nach Düsseldorf. Bis 1971 Zeit des Reisens. 1972 Einzug in das Nelly-Sachs-Haus, einem jüdischen Seniorenheim in Düsseldorf, wo sie, seit 1978 bettlägerig, ihrer schriftstellerischen Arbeit weiter nachgeht.

Sie gibt mit ihren Gedichten eine poetisch überzeugende Antwort darauf, wie man den Völkermord „zur Sprache bringen“ könne. (Aus Hans J. Schütz: *Juden in der deutschen Literatur. Eine deutsch-jüdische Literaturgeschichte im Überblick*, München, 1992, S. 314).

Sie, die Jahre in einem Kellerversteck des Czernowitzer Gettos verbringen musste, blickt zurück: „... und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten. Schreiben war Leben. Überleben.“ (Aus: *Freiburger Rundbrief. Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung, Jahrgang XXXIV 1982, Nr. 129/132, S. 29*).

Außerdem sagt sie: „Lyrik ist mein Lebenselement.“ Rose Ausländers lyrische Produktivität, ihr Lebenselement, ist mehr als beeindruckend. Etwa 2 500 Gedichte sind bekannt, dazu noch etwa 1 500 Entwürfe. Außerdem Kurzprosa und journalistische und essayistische Texte.

BERGMANN, ELSE
1886-1969

Erinnerung für F. K.

Ich habe vielerlei Männer genossen
Neugier des Lebens und heißer Drang
Doch einmal nur himmlischen Grund getroffen
In dieses Lebens jagender Zeit
Es war ein Hauch, kaum wars ein Kuß
Es traf ein leichter, goldner Strahl mein Herz
Ein einzig, winzig-kleiner Augenblick,
Hat meinem ganzen Leben Licht gebracht,
Und deine Worte: Freundschaft, Güte tragend
vielleicht – Unsterblichkeit.

BERGMANN, ELSE

geb. Fanta; geb. 1886 in Prag, gest. 1969.

Die Tochter eines Apothekers erhält von 1903 bis 1906 eine Ausbildung im väterlichen Geschäft. Wird von ihrer vielseitig interessierten Mutter Berta Fanta geprägt, die in ihrem Haus in Prag, wo sie einen literarischen Salon unterhält, Kafka, Brod, Einstein und Rudolf Steiner empfängt.

Else Fanta heiratet Kafkas Schulfreund, den Philosophen und Schriftsteller Hugo Bergmann (1886-1975). Mit ihm wandert sie 1919 nach Palästina aus. 1936 wird die Ehe geschieden.

Die von Else Bergmann verfasste Familiengeschichte ist eine wertvolle Quelle zum Geistesleben im Prag der Jahrhundertwende.

Bergmann soll noch weitere Gedichte verfasst haben, die sich auf Kafka beziehen, darunter ein Gebet am Grabe Kafkas.

Ihr Nachlass befindet sich im Leo-Baeck-Institute, New York.

BLITZER, HANNA

*1915

Europa,

Landschaft meiner Kindheit,
Kastanienbäume
mit Blätterkronen breit,
schattige Platanenalleen, /
Gärten,
in denen Kirsch- und Apfelbäume stehn,
Häuser,
an deren Fenstern Geranien blühn,
Landstraßen,
gesäumt von Birken in zartem Grün,
Bäche so kristallklar,
Europa,
das die Landschaft meiner Kindheit war,
aber Dein Himmel, Europa, so schwarz,
vom Rauch der Gräber
in der Luft,
verweste Deiner Blumen
Duft.

Ein Zeichen setzen,

dass ich dagewesen bin,
flüchtig dagewesen.
Wanderin
zwischen zwei Punkten,
nur Spuren im Sand
schnell verwischt,
ausgelöscht in der Zeit.
Ein Zeichen setzen:
ein Gedicht.

Vogel sein

Schwinge ausbreiten
und fliegen
steigen in unbekannte Höhen,
und am Abend
zum schützenden Nest
zurückfinden.

Wunschtraum –
Ein Leben lang.
Was bleibt

wenn die Schatten
länger werden,
was bleibt?
Eine Kantate von Bach,
ein Gedicht,
der Duft einer Orangenblüte,
das Lächeln im Kindergesicht.
Und es bleibt
wie immer
die Einsamkeit.

Schon
graues Haar
an den Schläfen
und noch immer
weide ich
Lämmerwölkchen,
schaue der Rose
in meinem Garten
beim Wachsen zu,
lächle schlafbefangen
bei Sonnenaufgang
zu den Flötentönen
der Singvögel,
noch immer
Jahr über Jahr
verzaubert
vom Duft der Orangenblüten,
graues Haar,
der Gang schon schwerer
und noch immer
eine glückliche Närrin.

Manchmal, in warmen Sommernächten
möcht ich meine Arme flechten
um jede Ranke, jeden Baum,
möchte meine Wangen pressen
an der kühlen Erde Saum
und mit meinen Lippen streichen

zart der Blütenblätter Kelch,
möchte bis zum Winde reichen
der da in den Wolken wellt,
möchte auf den Wiesen tanzen
die vom Mondschein sanft erhellt,
und dann hör ich lautlos in mir singen
eine zeitlos Melodie
und ich bin verzückt in einem Rausche
da ich lausche
meiner lautlos Melodie.

Schwere Stunden schneller mir vergehen
wenn Du bei mir bist, mein Kind,
und Du legst die Händchen voll Vertrauen
in die meinen, von der Arbeit rauhen.
Schatten scheinen schneller zu entweichen
Wenn Du bei mir bist, mein Kind,
Kraft hab ich zu kämpfen, alles zu erreichen,
halt ich nur die Händchen, Deine weichen.

Noch
wachsen Bäume
noch singen Amselkehlen,
trinkt die durstige Erde
den klaren Regen,
reift der Weizen
zum würzigen Brot,
Noch
gibt es die einfachen
Dinge so wunderbar,
Liebe wie eines Morgens Frische
wie Gras und Blumen,
Kinder lächeln noch
in ihren Träumen,
Noch hör ich sie
die wunderbare Melodie,
doch schwächer wird sie schon,
gedämpfter klingt ihr Ton.

BLITZER, HANNA

geb. Pagel; geb. 9. April 1915 in Beuthen/Oberschlesien.

Lyrikerin. Hanna Blitzer wächst in Oberschlesien auf und wandert 1933, gleich nach dem Abitur, nach Palästina zu Eltern und Geschwistern aus. Ausbildung zur Fremdsprachen-Korrespondentin für Englisch und Französisch. 1934 Heirat. Beginnt erst 1954 zu dichten.

Ihre Lyrik wird von zwei Themen geprägt, dem Bemühen um die Bewahrung des Gedächtnisses und der Konfrontation zwischen der Erinnerung an die Kindheit in Europa mit der Beschreibung des Lebens in Israel. Im Versuch zur literarischen Identitätsfindung erweckt die Lyrikerin Bilder aus ihrer Kindheit, die scheinbare Idylle erweist sich jedoch als gebrochen – der Ort der Kindheit zeigt sich ihr als Todesstätte, über die der Rauch aus den Öfen von Auschwitz zu spüren ist.

Schreiben versteht Hanna Blitzer als eine symbolische Handlung, sie nimmt in ihren Gedichten Stellung zu den Zeitereignissen und sie schreibt über all das „was uns ständig bewegt“. Ihre Themen: Liebe und Natur, erföhlt durch ihren persönlichen Filter. Die Autorin scheint sich bewusst zu sein, zwischen zwei Kulturen zu leben, sie erblickt darin eine Bereicherung, denn sie glaubt, dass eine monolithische Kultur nicht so fruchtbar sein kann. Obwohl die neue Umgebung befreiend auf ihr Schaffen wirkt, überwiegt doch oft die Resignation. Hanna Blitzer: "Wir sind vergessene Menschen hier, das ist mir klar. Trotzdem schreibe ich weiter." (Teils aus Renate Wall, Bd. 1, S. 42).

BLUM, KLARA
1904-1971

Liebesgedicht an einen alten Mann

Entschieden ist der Kampf, doch nicht beendet,
Jahrzehntelang bin ich getrennt von dir.
Mein Lebenszeiger, der sich nachtwärts wendet,
Er leuchtet auf und zeigt dein Antlitz mir.
Dein schmales Antlitz seh ich vor mir schweben,
Die Schönheit ist zerstört und doch verklärt.
Die Falten haben, die es dicht durchweben,
Den Schimmer höchster Menschlichkeit vermehrt.
Dein Kampf geht fern von mir und tief verborgen,
Mir strahlt sein Ziel, der Weg ist unbekannt.
Und meine flinken, kleinen, grauen Sorgen,
Sie huschen kläglich hin an seinen Rand:

„Hast du auch milden Tee, dich zu erfrischen,
Und morgens Reisschleim, der den Magen heilt?
Wird dir auf ungedeckten Zufallstischen
Auch manchmal etwas Gutes zugeteilt,
Gebackne Stückchen Fisch mit Bambussprossen
Und Rindfleisch, kantonesisch wohlgewürzt?
Und schadet es dir nicht, wenn du verdrossen
Vor Eile rasch dein Mahl herunterstürzt?
Was tust du dann, wenn dich die Knochen schmerzen,
Wenn immer steifer sich dein Schritt bewegt
Und wenn in deinem geistesstarken Herzen
Sich endlich doch die Körperschwäche regt?“

Der herbe Herbstwind hat mir zugetrieben
Ein Maulbeerblatt, aus dünnem Gold geprägt.
Du hast mir keine Botschaft draufgeschrieben,
Doch weiß ich, daß es deine Botschaft trägt.
Vor meine müden Augen dicht gehalten,
Durchscheinend zeigt es mir den Zeitenlauf,
Vergrämter Völker stürmende Gestalten,
Ihr Gram zerbricht, ihr Lächeln leuchtet auf.
Von Angst und Blut befreites Weltgetriebe,
Vom Kinderblick der Zukunft überstrahlt ...
Das Opfer unsrer hart geprüften Liebe
Wird tausendfach den Kommenden bezahlt.

Venezianische Sonette

I

Wo die Lagunenstadt aufhört zu schreiten
Mit weißen Marmorfüßen übers Meer,
Als leichtes Wunder – wo sie wieder schwer
Versinkt in Gäßchen krauser Häßlichkeiten.

Blickt altersschwarz ein düst'res Tor vom weiten,
Und führt in ein gedrängtes Kreuz und Quer,
Von morschen Häusern kerkerdumpf und schwer,
Umweht vom Hauch der Abgeschlossenheiten.

Das ist das alte Ghetto. Blick hinab.
Sie wollten nicht ihr eig'nes Selbst verlieren,
Drum schloß man sie zum erstenmal hier ab.

Es hat das alte Bethaus dumpfe Türen.
Jahrhunderte schon trug es in der Kehle
Das Murmeln der erstickten Judenseele.

II

Hörst du verhalt'ne Synagogenlieder?
Das ist ein Wiegen drin und ist ein Dehnen,
Ein klingend, schwellend heißes Freiheitssehnen.
Sie sangen stets – sie sangen immer wieder.

Wo blieb die ganze Qual gebund'ner Glieder?
Wo blieb, was einst geschah in Blut und Tränen?
Die dumpfe Grausamkeit, das stumpfe Höhnen?
Tot, alles tot. Es blieben nur die Lieder.

Es blieb Erinnerungsreiz auf alten Mauern,
Und neue Judenkinder ohne Zahl,
Die spielend auf den morschen Stufen kauern.

Ein buntes Kleinchen hüpfte zu meinen Füßen
Und singt das Lied ... Bambina, hör' einmal,
Das alte Ghetto läßt die Zukunft grüßen.

III

Nun trittst du leise aus dem Ghettotor,
Die schlanke Gondola wippt auf und nieder,
Die bunten Lichter sprühen tausend Lieder,
Das feuchte Märchen ruht im Dämmerflor.

Noch eben ernst, wirst wieder du zum Tor,
Da sind die wohlbekanntnen Träume wieder,
Und Liebesatem, weiche Liebeslieder,
Aus allen Säulen hauchen sie hervor.

Sie ward zur Luststadt, ward zur Liebesstadt,
Die Stadt, wo einmal Weltenmächte sanken,
Und ihre rauhen Mauern wurden glatt.

Sie freuen sich mit spielenden Gedanken,
An weißem Marmor und geschnitztem Holz,
Und nicht mehr Herrschaft – Schönheit ist ihr Stolz.

IV

Nun denk' ich dein, mein Freund, und seh' dich ganz,
Als Bildnis allen Spiels in allen Zeiten.
Du Kette hauchgewebter Zärtlichkeiten,
Du sanfter Kuß, du brauner Lockenkranz.

Bin wieder tief im Schimmer deines Banns,
Und fühl' dein Haar durch meine Finger gleiten.
O du - was nützt es, gegen dich zu streiten?
In deinen Händen wird der Kampf zum Tanz ...

Ein Volk litt Martern – sieh' – da sang es Lieder.
Ein andres stürzte – da ward Kunst sein Ziel.
Der Ernst, der Schmerz, das alles schwindet wieder.

Und übrig bleibt nur Farbe, Rhythmus, Bild,
Und junge Küsse, heiß und schön, und wild,
Und ewig übers Leben siegt das Spiel.

Mutter

1913

Du glaubst, daß mich nur Puppen intressieren.
Du hältst mich für ein Kind. Du kennst mich schlecht ...
Du willst vom Vater weg, du willst studieren,
Ich merk es wohl und finde: du hast recht.

Ich bin acht Jahre alt. Ich sitz und spiele,
Doch meine Meinung mach ich mir allein,
Es kommen Gäste, dicke, dumme, viele.
Die streicheln mich und schwatzen auf mich ein.

Sie sitzen im Salon und spielen Karten.
Baron Grigorcza schnalzt bei jedem Stich
Die Gouvernante weint versteckt im Garten –
Das alles hier ist nichts für dich und mich.

Laß sie dich Blaustrumpf nennen mit Gekicher,
Ich spiele still und merk mir jedes Wort.
Zeig mir die Bilder deiner vielen Bücher
Und denk dir aus: wie kommen wir hier fort?

Du mußt mir alles vom Prozeß jetzt sagen.
Vom Richter ist das eine Schweinerei,
So zu entscheiden, ohne mich zu fragen.
Egal. Wir sind geflüchtet, wir sind frei.

Darum, sagt er, muß ich beim Vater bleiben?
Was heißt „wirtschaftlich stärker?“ Heißt das reich?
Die Polizei versucht mich aufzutreiben?
Nun, Wien ist groß, sie finden uns nicht gleich.

Wir sind hier unter deinem Mädchennamen,
Ich weiß schon, Mutter, ich versteh dich glatt,
Ich sage niemandem, woher wir kamen:
„Aus Czernowitz? Ja gibt's denn diese Stadt?“

So schön sind hier in der Pension die Zimmer,
So kahl, so frei, so einfach und so klein.
Du wirst studieren dort beim Lampenschimmer,
Wirst die gescheiteste Studentin sein.

Ich heule plötzlich los – du weinst verstohlen:
Nein – Kindertraum ist unser stolzes Glück,
Die Polizei wird mich zum Vater holen
Und du ... du kehrst von selber dann zurück.

Du stehst und schaust mich an mit großen Blicken:
„Du kannst, du darfst dort ohne mich nicht sein,
Sie sollen nicht dein freies Herz ersticken,
Mein Kind, mein Kind, ich laß dich nicht allein.“

1937

Du bist gestorben. War vorauszusehen.
Dein Herz war krank, dein Leben lauter Qual.
Ich müh mich, deine Zeilen zu verstehen,
Du schriebst im Bett, du schriebst zum letzten Mal.

„Seit Jahren habe ich dich nicht gesehen
Und sah dich gern noch einmal, eh's zu spät,

Doch du musst fest auf deinem Posten stehen
Und kämpfen, daß die Menschheit vorwärts geht.

Mein Herz schlägt matt in heißem Fieberbrande,
Und mühsam geht mein Atem auf und ab.
Ich träum von deinem großen Sowjetlande,
Das dir das Recht des freien Bürgers gab.

Die Marseillaise braust in meinen Ohren,
Und gern ertrag ich's, ohne dich zu sein:
Nicht mir, der Menschheit hab ich dich geboren.
Mein Kind, mein Kind, laß ruhig mich allein.“

BLUM, KLARA

chinesischer Name: Dsuh Bai-lan (geb. 27. November 1904 in Czernowitz, gest. 4. Mai 1971 (an anderer Stelle 3. April 1971) in Guangzhou/China). Deutschsprachige österreichische, sowjetische und chinesische Schriftstellerin.

Die Tochter eines zionistisch orientierten Großgrundbesitzers wächst nach der Scheidung der Eltern in Wien auf und studiert dort bis 1928 Psychologie, muss aber aus finanziellen Gründen abbrechen. Veröffentlicht dann journalistische Beiträge in Wiener Zeitungen und in der Czernowitzer Ostjüdischen Zeitung, wo 1926 auch ihre Venezianischen Sonette erscheinen. Wird 1929 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Österreichs und schreibt für das Parteiorgan Arbeiter-Zeitung. Ihr Gedicht Ballade vom Gehorsam wird 1934 mit einer Studienreise in die Sowjetunion belohnt. Aus dieser kurzfristigen Reise werden elf Jahre. Schon 1935 erhält die nunmehr überzeugte Kommunistin die sowjetische Staatsbürgerschaft. Arbeitet als Lehrerin und Übersetzerin in Moskau und veröffentlicht mehrere Gedichtbände in deutscher Sprache. Verliebt sich 1937 in einen chinesischen Kommunisten, der 1938 plötzlich verschwindet, spurlos und für immer. Dass er in einem sibirischen Lager umkommt, erfährt sie erst nach Jahrzehnten.

Während des Krieges ist sie für die sowjetische Armee als Propagandistin tätig. Ist Mitunterzeichnerin des „Ausrufs an das Deutsche Volk.“

Nach Beendigung des Krieges verlässt sie Russland und geht über Rumänien, Ungarn und Deutschland nach Paris. Erhält dort von jüdischen Hilfsorganisationen eine Schiffskarte nach Shanghai. Dort als Bibliothekarin und ab 1952 als Professorin für deutsche Sprache und Literatur an mehreren Universitäten tätig. Die bis zu ihrem Lebensende überzeugte Kommunistin nimmt 1954 die chinesische Staatsbürgerschaft an.

Seit 1963 schreibt sie hauptsächlich für Zeitungen und Zeitschriften aber auch Prosawerke, die in der DDR erscheinen. In den letzten Lebensjahren, in dem sie auch als Spionin verdächtigt wird, isoliert sie sich zunehmend und stirbt vereinsamt.

BLUMENTHAL-WEISS, ILSE
1899-1987

Liebestrophen

Wir haben uns lieb. Und der Himmel ist blau.
Wir haben uns lieb. Und die Nacht ist lau.
Wir haben uns lieb: Mann und Frau.

Die harte Erde ist warm und weich,
Und Abschied und Armut machen uns reich.
Und die Sonne vergoldet den Teich.

Wir haben uns lieb. Und der Schmerz tut nicht weh,
schickt alle Tränen nach Haus.
Wir haben uns lieb. Und wir ruhen aus.
Bei Sternen und Totenkleen.

Für Peter David Blumenthal

Geboren 4. April 1921, Berlin;
ermordet 23. Oktober 1941, Mauthausen

So wandre ich durch tausend Marterzellen
Und pflücke tausend Schmerzen von den Wänden.
Und tausend Träume, die die Nacht umstellen,
Sie stehen auf aus tausend Bilder-Bänden:

In jeder Ecke klingt noch deine Stimme.
In jedem Lufthauch echot noch dein Lachen.
Und jeder Lichtstreif, der den Raum erhellt,
Ist wie ein Abglanz deiner Strahlengaugen.
Tot bist du? Tot. Ich muß es langsam lernen,
Daß man das Licht so ganz zerstören kann.

Ich muß es lernen, wenn sie sagen: Mord!
Daß dieses Wort, daß dieses eine Wort
Dich meint, Dich, junges Kinderblut,
Dich: Jubel! Jauchzen! Jugend! Übermut! –
Gott hat genommen. Einst hat Gott gegeben.
Ich muß es lernen, ohne dich zu leben.

Bekennnis

Schmähe mich, schände mich:
Ich trage Fluch und Spott.
Stoße mich, stürze mich:
Ich stehe vor Gott.

Quäle mich, knechte mich:
Ich diene dem Gebot.
Fasse mich, feßle mich:
Ich bete zu Gott.

Trete mich, treibe mich
Zu Galgen und Schafott.
Hetze mich, höhne mich:
Ich glaube an Gott.

Gebet

Ich kann nicht hassen.
Sie schlagen mich. Sie treten mich mit Füßen.
Ich kann nicht hassen. Ich kann nur büßen
Für dich und mich.

Ich kann nicht hassen.
Sie würgen mich. Sie werfen mich mit Steinen.
Ich kann nicht hassen. Ich kann nur weinen
Bitterlich.

Selektion

Wir stehen in Reih und Glied.
Wir wissen nicht, was geschieht:
Links – rechts – bald hier und bald da.

Wir gehen den Weg ohne Wahl:
Links – rechts – nun zum letzten Mal
Sind wir einander noch nah.

Steine zu Lagerstätten,
Kauern wir nieder und betten
Müde und matt uns zur Ruh.
Links – rechts –: und Flammen lecken.

Links – rechts –: und Flammen decken
Brüder und Schwestern zu.

Häftlinge (1945)

(Nach der Befreiung aus Theresienstadt entstanden)

Hunger und Angst. Hunger und Angst
Trümmern den Schädel ein.

Hunger und Angst. Hunger und Angst
Höckern das Herz zu Stein.

Hunger und Angst. Hunger und Angst
Brechen Knochen und Glieder.

Hunger und Angst. Hunger und Angst
Trampeln den Nächsten nieder.

Brot rettet mich,
Brot tötet dich,
Brot, das du deinem Bruder entrangst
Vor Hunger und Angst.

BLUMENTHAL-WEISS, ILSE

geb. Ilse Weiss; geb. 14. Oktober 1899 in Berlin, gest. 10. August 1987 in Greenwich/USA. Lyrikerin.

Stammt aus einem assimilierten Elternhaus. Schreibt schon als Zwölfjährige Gedichte. Besucht das Lyzeum in Berlin bis zum Einjährigen. Dann Ausbildung zur Sportlehrerin, anschließend orthopädische Kurse in der Charité. 1920 Heirat mit dem Zahnarzt Dr. Herbert Blumenthal. Von 1921 bis 1925 Führung eines Instituts zur Behandlung von körperlichen Fehlbildungen. Im April 1937 Emigration mit ihrem Mann, Sohn und Tochter in die Niederlande. 1941 wird ihr Sohn Peter David bei einer Straßenrazzia verhaftet und am 23. Oktober 1941 in Mauthausen ermordet. Sie, ihr Mann und ihre Tochter werden 1943 im KZ Westerbork inhaftiert und am 6. Dezember 1944 nach Theresienstadt deportiert, wo sie und die Tochter die Befreiung erleben, ihr Ehemann nicht. 1947 emigriert sie mit ihrer Tochter nach New York. Arbeitet dort als Masseurin, verfasst nebenher Hörspiele und hält Vorträge. Ist bis 1984 am Leo Baeck-Institut tätig.

An Rilke schreibt sie schon 1922 besorgt über den wachsenden Antisemitismus: „Ist es möglich, daß ein Demonstrationzug durch die belebten Straßen ziehen kann, unablässig rufend: ‚schlagt die Juden tot, nieder mit den Juden?‘ Ja es ist möglich, es ist noch viel mehr bei den Deutschen möglich, diesen Bürokraten und Chauvinisten.“ (Aus: Kilcher, Andreas B.: Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, S. 80).

BOLESLAV, NETTI
1923-1981

Muttersprache in Sonnenfinsternis

ich trage deine Tracht
auf meinen Lippen
in meinem blauweißen Land.
Die Melodien deiner Wälder
in den schwarzen Falten
meiner Träume.
Und meine Zunge kämpft
auf den Schwellen der Fremde.

Täglich Ohnmacht

täglich platzt eine Ader
springt ab Stück Glasur
Kampf an allen Stellen –

Als Sieger
voll Sonne
in den Taschen
schreien sie mir nach: Ein Schulmädchenfaltenrock –

mich haben sie ausgetrunken

Andenken

Das rotkarierte Jackett
einen Nelkenstrauß in der Hand
stand er
am Flughafen in Hannover –
die alte Frau entdeckte er
in den Sternen
ihr Gesicht bekritzelt
mit alten Prager Zeiten
einen Ohrring mit dem Wappen der Turmstadt –
so fand er wieder zur Muttersprache
und sang vor ihrer Zimmertür 202:
„Ich hatte ein Eichhörnchen mit schwarzem Po“ –
er aß weiße Würste

trank Campari
er aß Hummer
und trank Whisky
er bestellte Ice-water
der Kellner brachte heißes Wasser
er schnauzte ihn an
ein Dunkler war's
und das gebührte ihm ...
seine Fabrik hatte er nur
für zehn Tage verlassen
der Anton aus New York
er mußte zurück
auch zu seiner Milchfischfrau

Agonie

entfernt sich
lebensaurtschend
auf weißglanzwänden
reitet in morhiumwolken
an blaue ufer –
fällt in eine blutlache
aufgeschwollen –
weiße diensthauben
reißen das leintuch fort ...

Und jetzt krieche ich
jede Nacht
auf meinem Körper
finde noch seine Hände
die den Hund streicheln –
10 Uhr
eines abends
jagte ich ihn in die Hundebude
warf ihm die Fetzen
unserer Liebe nach –
vor meinem Hause schwamm
sein Auge
der Regen spielte damit

Bin die stillstehende Windmühle
vom Wind verlassen
der verlachte Zwerg
auf leerer Bühne
die letzte Stunde
im Gelände der Selbstmörder

Die Leine entzweigebissen
wickelst dich in Knoten
schreibst Gedicht-Geschichten
erhängst die Verzweiflung
Ich lecke die Abendwände
male Blumen auf die gestreifte Tapete
trage mein Gesicht
von Spiegel zu Spiegel
dann steig' ich
auf die Leiter meiner Abendwände ...

Wie werde ich dich los
Seelenleben
das du mein Leben bedeutest
nie erstickte ich dich
in mir
meinen Welten
und die Träume
die mich finden
und ich keinen Weg
zum Ausgang aus diesem
Traum,
der endlos dunkle(n) Kammern
Straßen ohne Ende
Wände, endlose Wände
an denen ich vorbeigehe
zitternd
und such den Weg
der Geborgenheit –
und ich erwache
in schwarzem Schweiß

BOLESLAV, NETTI

geb. Löwy, verw. Cohen; geb. 1. April 1923 in Mlada Boleslav/Böhmen, gest. 27. Juni 1981 in Tel Aviv.

Lyrikerin und Übersetzerin.

Tochter eines Rabbiners, wächst deutschsprachig auf. Kommt mit einem Jugendtransport 1939 nach Palästina, besucht in Nahalal eine landwirtschaftliche Schule und studiert als Gasthörerin. Lebt seit 1948 in Tel Aviv. Wird von Max Brod entdeckt und gefördert. Übersetzerin und Mitarbeiterin deutscher Rundfunkanstalten.

Ihre Eltern sieht sie nie wieder.

Sie verbindet in ihrer Lyrik europäisches und nahöstliches Denken. Eine der ganz wenigen Dichte-rinnen der jüngeren Generation, die auch noch in deutscher Sprache schreibt.

BRAUN-PRAGER, KÄTHE
1888-1967

Eine Schwerkranke am Montag

Am Sonntag bin ich vielleicht schon begraben ...
Und brennt nicht die Sonne so heiß wie immer
Ins überhelle Familienzimmer?
Aber auf mich warten andere Gaben ...

Ich bin schon weit fort und immer noch seh
Ich prüfenden Auges das liebliche Kind:
Ob seine Haare geordnet sind
Und daß es sauber zur Schule geh.

Und ob nur dem Mann sein Zeug in dem Schrank
Noch so liegt, wie ich es eingeräumt?
Wars gestern? Da hab ich böse geträumt,
Wie ich mit der Fremden im Türrahmen rang.

Öfter schon kam diese fremde Frau.
Ich habe sie früher nie gesehn.
Nur manchesmal im Vorübergehn
Auf der Straße, vor Jahren, doch ungenau.

Viel zu nah ist sie dem Kind jetzt beim Spiel!
Zu nahe dem Mann und immer im Haus! –
Doch Sonntag, da tragen sie mich ja hinaus ...
Vielleicht erst am Montag? Ein Tag mehr ist viel!

Grausam nah schillert das hart-fremde Ziel ...!
– Ich muß ja noch so viele Wünsche aufschreiben! –
Werde ich nur bis Montag bleiben?
Vielleicht gar bis Dienstag? – Ein Tag mehr ist viel!

Selbstbildnis

Mir ist von meinen Wangen
Fast alles Licht vergangen,
Es wintert Haar und Mund.
Im Dämmer-Augenhafen
Die Tränenschiffe schlafen,
Spiegeln sich nicht im Grund.

In meine Stirne haben
Fünf Linien sich gegraben,
Die warten auf ein Lied.
Drauf schreibt mit dunklen Noten
Gott die Musik der Toten. –

Die schwebt dann mit mir mit!

Die Witwe auf der Straße

Sein dunkler Hut verdeckte sein Gesicht;
Sein gelber Regenmantel war aus Licht.

Da schob sich mild durch meinen Arm sein Arm:
Verlornes Leben, o wie fühlt' ich's warm

In sieben Schritten Zeit, die er durchmaß.
Die siebente Sekunde brach wie Glas,

Als sich sein Arm entwand,
Als Hut und Mantel schwand.

Traum im Advent

Nachts kam die Heimat auf Besuch
Vier Berge hat sie vorausgesandt:
Heilige aus einem alten Buch,
Schneehäuptig und mit blumiger Hand.

Als ich mit Tränen sie angeschaut,
War plötzlich ein Wasserfall aufgewacht,
Der rauschte über die Wände laut
Mitten in der englischen Nacht.

Ein Weihnachtstännlein seh ich vor mir knien;
So tief neigt es sich, daß sein Stern auf mich fällt.
O Baum der Demut! Leuchterin
Im Wienerwald für mich gefällt!

Wie macht dein frommer Duft mich mild!
Schon brennen Kerzen dir im Haar!
O Fremde ohne Baum und Bild!
O Heimat! Wunderbar!

Noch im November

Ich möchte noch Rosen brechen im November
Und Herzkirschen brocken im Dezember,
Denn: im Jänner werd' ich mich nach Asphodelen bücken
Und nicht ich werde sie, sie werden mich pflücken
Und mich aufnehmen in ihren großen, weißen Strauß.
Der wird dann sein mein dauerndes Haus.
Und darin werd' ich geliebte Seelen wieder erkennen
Und sie noch bei ihren gewesenen Namen nennen,
Den sie nicht mehr verstehn.
– Auch der meine wird so vergehn –
Nicht aber ich! Ich darf immer hier bleiben!

O Freunde, ferne, die unsere Namen
Golden in graue Grabkreuze schreiben!

BRAUN-PRAGER, KÄTHE

auch Katharina Maria Braun; geb. 12. Februar 1888 in Wien, gest. 18. Juni 1967 in Wien.
Schriftstellerin, Malerin und Übersetzerin.
Besucht die Höhere Töchterschule in Wien. Dann als Privatlehrerin und Beamtin in der Wiener
Kreditanstalt tätig. Hält Vorträge im Rundfunk in Breslau und Berlin. 1938 Flucht nach London.
Arbeitet dort als Malerin.
Seit 1951 wieder in Wien. Mehrere Ausstellungen als Malerin in Wien und Salzburg.

DISCHEREIT, ESTHER

*1952

Ich find das komisch

Ich find das komisch
Wenn ich meine Eltern frag
war'n die nicht dabei
die waren glatt zu jung

Ich find das komisch
wenn ich meine Oma frag
war die nicht dabei
die hatte viel zu tun
Sie wissen, harte Zeit

Ich find das komisch
wenn ich meinen Opa frag
war der nicht dabei
der war doch bloß im Krieg
und das ist
doch schon so lange vorbei

Ich find das komisch
wenn ich nach euren Nachbarn frag
da wart ihr nicht zuhause
und sowieso recht anders
und grad an diesem Tag
Ich find das komisch

Ich suche die Toten
meiner Heimatstadt
und find kein Grab für sie
die waren in Theresienstadt ...
das stimmt dann wieder ohne Frage
da wart ihr nicht dabei

Opa sagt, nun hör schon auf
wir hatten's alle schwer
die Lebensmittel knapp
die Bomben und dann jede Nacht
da frag ich mich
wenn jetzt alle Opfer war'n
wer hat es denn getan

Wir sind das Volk der Leider

und wie's dann ausgelitten war
da ging es drüben weiter
das Opfer wog so doppelt schwer
nimm das zur Kenntnis bitte sehr
Ich find das komisch
Und wie ich so durch unsre Wohnung geh
und wische Staub, hab dann einmal
das schöne Wandbild umgedreht
da stand es auf der Rückwand drauf
ein Rosengold – ein wenig blaß
Ich sage, schau doch mal
ins Stammbuch rein
wer sollen Rosengolds denn sein?
Ich find das komisch

Mama sagt, sie weiß das nicht
und dieses schöne Stück
hat sie uns durch den Krieg
gerettet
doch unsre vielen anderen Sachen
die mußte sie zuhause lassen
Hals über Kopf, Nacht über Tag
sie wüßte gar nicht
was ich frag
Ich find das komisch

Vom schönen Silber allzumal
ist nur der Kaffeelöffel hier geblieben
alles, alles blieb doch drüben
Ich sage, Mama, ach dieser Löffel
mit dem Monogramm HR
wer war denn das
ich wüßt' es gern
Sei still, mein Kind, es ist doch schon
so lange her
und außerdem – und außerdem
erinnere ich mich nicht mehr
Ich find das komisch

DISCHEREIT, ESTHER

geb. 23. April 1952 in Heppenheim an der Bergstraße. Schriftstellerin.

Die Tochter einer jüdischen Mutter, die in Berlin die NS-Zeit überlebt, beginnt nach einem Lehrerstudium eine Ausbildung zur Schriftsetzerin. Nach Gewerkschaftsarbeit seit 1985 als Schriftstellerin und Journalistin tätig. 1988 debütiert sie mit dem Prosaband Joemis Tisch. Lebt in Berlin.

Die Verfolgungsgeschichte ihrer jüdischen Mutter hat ihr politisches und auch ihr literarisches Selbstverständnis sehr beeinflusst. Es ist für sie Herausforderung, darüber zu schreiben.

DOMIN, HILDE
1909-2006

Nur eine Rose als Stütze

Ich richte mir ein Zimmer ein in der Luft
unter den Akrobaten und Vögeln:
mein Bett auf dem Trapez des Gefühls
wie ein Nest im Wind
auf der äußersten Spitze des Zweigs.

Ich kaufe mir eine Decke aus der zartesten Wolle
der sanftgescheitelten Schafe die
im Mondlicht
wie schimmernde Wolken
über die feste Erde ziehn.

Ich schließe die Augen und hülle mich ein
in das Vlies der verlässlichen Tiere.
Ich will den Sand unter den kleinen Hufen spüren
und das Klicken des Riegels hören,
der die Stalltür am Abend schließt.

Aber ich liege in Vogelfedern, hoch ins Leere gewiegt.
Mir schwindelt. Ich schlafe nicht ein.
Meine Hand
greift nach einem Halt und findet
nur eine Rose als Stütze.

Zärtliche Nacht

Es kommt die Nacht
da liebst du

nicht was schön –
was häßlich ist.

Nicht was steigt –
was schon fallen muß.

Nicht wo du helfen kannst –
wo du hilflos bist.

Es ist eine zärtliche Nacht,
die Nacht da du liebst,

was Liebe
nicht retten kann.
Winter

Die Vögel, schwarze Früchte
in den kahlen Ästen.
Die Bäume spielen Verstecken mit mir,
ich gehe wie unter Leuten
die ihre Gedanken verbergen
und bitte die dunklen Zweige
um ihre Namen.

Ich glaube, dass sie blühen werden
– innen ist grün –
daß du mich liebst
und es verschweigst.

Mit leichtem Gepäck

Gewöhn dich nicht.
Du darfst dich nicht gewöhnen.
Eine Rose ist eine Rose.
Aber ein Heim
ist kein Heim.

Sag dem Schoßhund Gegenstand ab
der dich anwedelt
aus den Schaufenstern.
Er irrt. Du
riechst nicht nach Bleiben.

Ein Löffel ist besser als zwei.
Häng ihn dir um den Hals,
du darfst einen haben,
denn mit der Hand
schöpft sich das Heiße zu schwer.

Es liefere der Zucker dir durch die Finger,
wie der Trost,
wie der Wunsch,
an dem Tag
da er dein wird.

Du darfst einen Löffel haben,
eine Rose,

vielleicht ein Herz
und, vielleicht,
ein Grab.

Wer es könnte

Wer es könnte
die Welt
hochwerfen
daß der Wind
hindurchfährt.

DOMIN, HILDE

geb. 27. Juli 1909 in Köln, gest. 22. Februar 2006 in Heidelberg. Geborene Hildegard Löwenstein, verheiratete Palm.

Deutsche Schriftstellerin. Gilt als bedeutende, aber auch als ungewöhnliche Lyrikerin.

Wächst in einem assimilierten jüdischen Elternhaus in Köln auf. Studiert von 1929 bis 1932 an den Universitäten in Heidelberg, Köln, Bonn und Berlin zunächst Jura, später Volkswirtschaftslehre, Soziologie und Philosophie.

1932 emigriert sie aus politischen Gründen zusammen mit ihrem Studienfreund, dem Archäologen und Kunsthistoriker Erwin Walter Palm, ihrem späteren Ehemann, nach Rom. An der Universität Florenz wird sie 1935 in Staatswissenschaften promoviert. 1935 bis 1939 als Sprachlehrerin in Rom tätig, flieht dann mit ihrem Mann (Hochzeit 1936) nach Großbritannien, wo sie für kurze Zeit wie-der als Sprachlehrerin arbeitet. Beide gehen 1941 über die USA weiter in die Dominikanische Re-publik. Dort arbeitet sie zunächst als Übersetzerin und Fotografin und später von 1947 bis 1952 als Dozentin für Deutsch an der Universität von Santo Domingo.

Erst 1951, nach dem Tod ihrer Mutter, beginnt Hilde Palm eigene Gedichte zu schreiben, die ab 1957 unter dem Pseudonym „Domin“ in Zeitschriften veröffentlicht werden. Der Name Domin soll bleibende Erinnerung an das Exil in Santo Domingo sein, den Ort ihrer Rettung, wo sie ihr Dichterleben begonnen hat. Entscheidend für ihre Hinwendung zur Lyrik ist die schwierige Beziehung zu ihrem mit Selbstzweifeln belasteten Mann, bei dem sie regelrecht um Anerkennung betteln muss.

1954 Rückkehr nach 22 Jahren Exil in die Bundesrepublik. 1959 erscheint ihr erster Lyrikband *Nur eine Rose als Stütze*, den ihr Mann nicht anerkennen will. Doch von nun an ist Hilde Domin nur noch als freie Schriftstellerin tätig. Neben Gedichten, Erzählungen und einem Roman in Montageform schreibt sie über die Lehren der Dichtkunst, literaturtheoretische Essays und

literaturwissenschaftliche Abhandlungen. Auch als Übersetzerin und Herausgeberin tätig. Ihre Poetik-Vorlesungen in Frankfurt am Main in den 70er Jahren finden große Resonanz. Seit 1961 lebt sie mit ihrem Mann in Heidelberg, der dort seit 1960 eine Professur innehat. Nach dessen Tod 1988 bleibt sie bis zu ihrem Lebensende in Heidelberg.

Die Verse der als eine der bedeutendsten Lyrikerinnen geltenden Hilde Domin werden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Domin: „Die Rückkehr, nicht die Verfolgung, war das große Erlebnis meines Lebens.“ Für Hilde Domin war lieben und geliebt werden der eigentliche Sinn des Lebens. Ihre Gedichte sind von zarter Eindringlichkeit, die der Erfahrung des Exilantenlebens Ausdruck verleihen, zugleich aber auch als Vorbereitung für den Neuanfang in ihrer Heimat. Hilde Domin ist Trägerin der Heine-Plakette.

FINK, EUGENIE
1891-1942

Traumgang

Ein Dorf. Und ums Haus, ganz im Grünen versteckt,
da hab ich mich oft mit Schwestern geneckt
und im Bach wär beinah ich ertrunken.
Und beim Brunnen dort steht noch der Glaskirschenbaum,
hier lag ich und träumte und sah in den Raum,
in ziehende Wolken versunken.
Es rauscht noch der Bach, es rauscht noch der Wind,
vom Spiele erhitzt, im Laufe ein Kind
mit nackten Füßen ans Ufer sank,
aus hohlen Händen das Wasser trank –
steht dort nicht die Mutter und winkt und winkt?
Wie schmerzhaft das Herz in der Brust mir springt,
was schaut mich der Vater so seltsam an?
Wie hab ich mein Leben doch halb vertan!
Wo bin ich gewesen so viele Jahr?
Ich greif mir ans Herz, ich greif mir ans Haar.
O Vater, o Mutter, ich seh euch nicht!
Die Tränen fließen mir ins Gesicht.

Gebet

Der ungesungenen Lieder sind noch viel
in meiner Seele, laß sie alle reifen;
sie blühn aus mir für dich, du bist mein Ziel,
erleuchte mich, lehr mich dich voll begreifen!
Eh ich nicht ganz von deinem Glanz durchdrungen,
kann ich nicht schreiten durch das dunkle Tor.
Laß mich nicht sterben, du mein Gott, bevor
ich nicht mein letztes, tiefstes Lied gesungen.

Lebensdank

Daß ich dieses klare Morgenschweigen,
angelehnt an birkenhelle Rinde,
mit dem Blick auf Ähren, die sich neigen,
wie Gesang und wie ein Glück empfinde,
dank ich dir auf festlich stillen Wegen.
Eine Seele, die von Demut weiß,

neigt sich tief vor deinem Erntesegen,
eingeschlossen in der Schöpfung Kreis.
Gegenwart

I.

Die Gegenwart ist wirrer Dinge voll
Und alle Menschen fühlen Angst und Grauen;
in jedem Herzen nistet tiefer Groll
und keiner kann dem andern mehr vertrauen.
In Nächten steigt die Zukunft auf, es neigt
das Ohr sich lauschend ihrem ernststen Mahnen.
Begreifst du, Seele, kannst du leise ahnen
das Lied, das sie auf stummer Geige geigt?

II.

Der Mensch trägt Masken, lebt wie hinter Gittern,
und überall ist in der Welt Verrat!
Man kann nicht atmen, ohne zu erzittern
in Angst und Not. Der Haß regiert die Tat.

Daß dir im Sturm und tobenden Gewittern
der Liebe Lächeln segenspendend naht,
ist wie ein süßer Trunk in all dem Bittern;
das hilft vergessen und birgt neue Saat.

Am Himmel wölbt in sieben Weltenfarben
ein Regenbogen sich in weitem Schwung,
wenn nach Gewitterregen Sonne scheint;

so blüht aus Herzen, welche dürstend darben
in dunklen Nächten, die man wild durchweint,
die Strahlenbrücke der Verkündigung.

III.

Menschen tauchen aus vergrämten Nächten
um sich mühsam wieder einzuflechten
in das Netz der Sorgen; es wird Tag.

Und sie zwingen sich zu harten Pflichten,
alles hängt mit bleiernen Gewichten
schwer an ihrem müden Herzensschlag.

Könnten sie verwehen, traumlos sinken
in den Schlaf, erlöst Vergessen trinken
mit entspanntem, ruhendem Gesicht!

Ach, wann leuchtet eine Morgenfrühe,
da sie heiter, ohne Angst und Mühe,

wie beflügelt tauchen in das Licht.

Mozart

Aus Fernen tönt Musik, wir wollen lauschen
Den sanften Tönen, die im Raume rauschen.
Und grüßen Stimmen aus der Ewigkeit.
Und alle Klänge sind kristall'ne Stufen
Zu den Entrückten, die uns heimlich rufen:
„Nur Übergang ist eure Erdenzeit!“
Und wir verwandeln uns, wir werden Geigen;
Die Gottheit selber will sich lächelnd neigen,
Auf uns zu spielen, wir sind fromm bereit.
Die sich schon ganz im Irdischen verloren
Sind jäh' begnadet, selig auserkoren
Und tragen nun wie einen Stern ihr Leid.

FINK, EUGENIE

auch Jenny, geb. Monheid; geb. 24. Dezember 1891 in Biala, heute Polen, umgekommen nach dem 9. Juni 1942 im Vernichtungslager Minsk. Österreichische Lyrikerin.
Die Deutsche Nationalbibliothek benennt für 1913/14 den Wirkungsort Tokio. Eugenie Fink war mit dem Lyriker Isaak Fink (1881-1942) verheiratet. Beide werden am 9. Juni 1942 aus Wien nach Minsk deportiert. Ihre Sterbedaten sind nicht genau bekannt.
Gedichte der Autorin werden auch vertont.

GERSTL, ELFRIEDE
1932-2009

mit allem

ist alles mit allem
alles mit allem ist
mit alles mit allem in Beziehung
ist

mit allem in diesem Haus
ist mit

aller Anfang beginnt
die Strasse zum Beispiel
vor diesem Haus zum Beispiel
ist
sagen wir es ruhig
belebt
belebte junge Männer
stehen mit ihren Hüften und Seelen
im Tagesanbruch da
nachdem sie
sagen wir es ruhig
im Kleist-Casino
rechts vom Tor wenn man ihm gegenübersteht
oder der Kleist-Quelle
links vom Tor wenn man ihm gegenübersteht
gewesen sind
mit ihresgleichen
wie man sagt
wenn man die Skala der Varianten vernachlässigt
wie man sagt
Juden, Kommunisten, Gastarbeiter, Zahnärzte
rechts oder links vom Tor, wenn man ihm gegenübersteht
wenn man die Skala der Varianten vernachlässigt

weiter

es geht
es geht weiter
es geht weiter damit was weitergeht
damit was weitergeht geht vorläufig was weiter damit was bleibt
damit vorläufig was bleibt
damit bleibt was vorläufig bleibt
damit was bleibt vorläufig bleibt

das bleibende
das vorläufig bleibende
vorläufig bleibt das vorläufige das bleibende
vorläufig bleibt das bleibende das vorläufige vorläufige
vorläufig bleibt das vorläufige das bleibende bleibende
vorläufig bleibt das bleibende das vorläufig bleibende
damit was weitergeht geht vorläufig was weiter
damit vorläufig was bleibt
damit was weitergeht geht vorläufig was weiter
damit vorläufig was weitergeht
damit was weiterbleibt geht was
damit was weitergeht bleibt was
es bleibt weiter
es geht
weiter
weiter

1936 packte Mutter den ersten Fluchtkoffer

per Taxi zur oma – vater verlassend
in den schränken blieben feine tupfenkleider
weissblau – blauweiss – sie mochte sie nimmer

die kauzige exzentrisch gekleidete tante tini
zufällig in nagasaki geboren und erzogen
seidene kimonos gekramt aus riesigem schiffskoffer
1942 bei dienerpaar deponiert – verlorengegangen – geplündert

1942 packte mutter den kleinen fluchtkoffer
schwarze tuchmäntel aus den 30ern zurücklassend
wir werden nicht mehr so viel brauchen
sagt sie für mich merkwürdig rätselhaft
nie mehr beim zwieback kleider kaufen
beim süssen mädel mäntel und hüte
anfangs kam die hausschneiderin ins versteck
die aus zwei kleidern eines nähte
eines rosa-hellblau ich war gewachsen
weg mit dem ozelotmäntelchen nicht auffallen
nichts zum bügeln nichts mit schleifen
die strickjacken – das wollkleid – anstatt heizen
in der kälte im bett anzubehalten
grobe frauenschuhe zur arbeit im krieg
im sommer holzsohle mit braunen lederriemen
die trümmerfrau: kopftuch turban kurzer rock
1948 lange röcke der new look
es wird wieder gestöckelt – die keilsohle

GERSTL, ELFRIEDE

geb. 16. Juni 1932 in Wien, gest. 11. April 2009 in Wien.

Österreichische Schriftstellerin und Lyrikerin.

Die Tochter eines jüdischen Zahnarztes überlebt die NS-Zeit mit ihrer Mutter in diversen Verstecken in Wien. 1945 Besuch einer Maturaschule, die sie 1951 mit dem Abitur abschließt. 1955 erste Veröffentlichungen. Bis 1960 Studium der Medizin und Psychologie an der Universität Wien (ohne Abschluss). 1960 Heirat, Geburt der Tochter. 1964-1968 in Berlin tätig. Schreibt seit den fünfziger Jahren Gedichte, Essays und Prosastücke. In ihren Werken sind die Beschwerden des Alters und der Tod immer wieder Thema. Die engagierte Feministin lebt ab 1972 in Wien.

GOLL, CLAIRE
1890-1977

Du – Ich

Wir sind traublumig
Vom selben Licht
Von gleicher Dämmerung
Aus Sternasche
Schon vor unsrer Geburt
Waren unsre Wesen eins
Und nach dem Tod
Werden wir uns wieder sehen

Durch die Zeit
Durch den Raum
Stürz ich mich
In dich
Knabe-Gott
Sinke wieder
Unendlich
Ins Ur

Liebe

Ich liebe die Stille zwischen uns
Dieselbe Stille wie zwischen Blumen.
Das leise Schweigen am Morgen,
Das lautere des Abends
Und das zitternde zu Mitternacht
Das um den Andern fürchtet.

Ich mag nicht, daß Menschen kommen
Und uns unsre Stille stehlen,
Die groß ist wie die Stille der Kathedralen.
Ach, wie sie es zerbrechen
Unser blaues Schweigen aus venetianischem Glas.
Ich könnte weinen, wenn Fremde kommen.
Nur die Vögel draußen verstehen uns
Und singen unsre Stille
Und machen uns noch stummer vor der Ewigkeit.
Stille, süßer Vorschuß auf den Tod,
Sag dem Geliebten wie ich ihn liebe.

Wenn du hereintrittst

Wenn du hereintrittst,
Steigt in meine Kehle
Das Schluchzen der Waldtaube:
Du-u! Du-u!
Und die Klage der Nachtigall,
Die die Dämmerung beschwört.

Auch das erschrockene „O“ des Käuzchens
Vor der unendlichen Nacht
Die Scheu der verzauberten Raben,
Die immerfort husten,
Die Angst aller gefangenen Vögel
Ist in meiner Kehle,
Wenn du hereintrittst ...
Aber du hörst nur ein leises:
„Guten Abend, Liebster, so spät?“

An Yvan

Wie traurig du bist
Auf dem flüchtigen Paßbild
Schon übermüdet von der künftigen Reise
Sagte denn Niemand: „Bitte freundlich“?
Und mußt nun so allein
Auf dem Photo in die Zukunft sehen?
Hinter deiner Stirn sind unsre Frühlinge
Begraben bis zum Jüngsten Tag.
Aber die Welt ist so klein für den Irrenden
Wo er auch ankommt, wartet auf ihn sein Schmerz.
Sieh mich nicht länger so an!
Schon füllen sich meine Augen
Mit deinen Tränen.

Claire, Paris 1935

GOLL, CLAIRE

geb. Clara Liliana Aischmann, geschiedene Studer; geb. 29. Oktober 1890 in Nürnberg, gest. 30. Mai 1977 in Paris.

Deutsch-französische Schriftstellerin und Journalistin.

Wächst in München auf. Studiert Philosophie. Heiratet 1911 den Verleger Dr. Studer.

Nach der 1917 erfolgten Trennung Übersiedlung in die Schweiz. Lernt dort Yvan Goll kennen, mit dem sie 1919 nach Paris geht und ihn 1921 heiratet. Beide verkehren im Kreis der Pariser Avantgarde. Es beginnt für beide ein Jahrzehnt intensiver literarischer Produktivität.

Beide fliehen 1939 über Kuba nach New York. Kehren 1947 nach Paris zurück.

Die Beziehung von Claire und Yvan ist ein immerwährendes Hoffen und Sehnen, zwischen Zorn und Schmerz, dargestellt in ihren Gedichten, besonders in denen der Liebe.

GROSSBERG, MIMI EMILIE
1905-1997

Wiedersehen mit Salzburg

Voll von zwielichteigenem Glücke
lehn ich an der Salzachbrücke –
sie und ich aus einem Stücke.

Silbriggrün verfließt das Wasser.
Phöbus sinkt, der Farbenprasser.
Nähe wächst, wird schwerer, krasser.

Wo sich Stadt und Himmel einen,
stirbt verdämmernd letztes Scheinen.
Kehle schluckt. Sie möchte weinen.

War doch dies einst Heimatstätte!
Da, mild durch die Stadtsilhouette,
seh ich leuchtend eine Kette

heller Fenster Sieg gewinnen ...
Gruss und Zeichen! Licht von innen –
Balsam meinen wunden Sinnen.

Israelitisches Blindeninstitut
Hohe Warte, Wien, 1957

Steht es noch, das grosse stille Haus?
Was ist aus meinen Blinden nur geworden
in all dem Hassen, Flüchten, Brennen, Morden?
Ihrer gedenkend, fahr ich dort hinaus.

Sie pflegten mir „den Blick“ vom Dach des Heimes
voll Stolz zu zeigen – deuteten ins Licht –
aus toten Augen strahlten sie Geheimes,
„besahen“ mit den Fingern mein Gesicht.

Da unten lag, betörend, sinnberauschend,
die Stadt gebreitet um des Stromes Band,
doch nicht für sie! Und, krampfhaft heiter plauschend,
fuhr ich mir übers Auge mit der Hand.

Noch steht es dort, das grosse stille Haus,
hat überdauert Krieg und Nazihorden,

Ein Polizeiamt wurde nun daraus.
Doch: was ist aus den Blinden bloss geworden?

Intermezzo in der New Yorker Untergrundbahn

Ein weißer Falter schwirrt verwirrt
durch einen Subwaywagen.
Der sah schon manchen selt'nen Gast
von rosa, gelber, grüner, brauner,
schwarzer Farbe.
Doch keiner konnte fliegen.
Dieser ist der erste s e i n e r Art.
Wie kam er bloß herein?
Ward er von einem Fahrgasts
Blumenstrauß verlockt?
Oder vom hellen Imprimé
der Dame vis-à-vis?
Es folgen aller Augen wie gebannt
dem Flatterer,
der ratlos, rastlos, endlos, unermüdlich –
aus diesem Käfig einen Ausweg sucht.
Ist es sein Todestanz?
Mein Herz beginnt bereits mit ihm zu flattern ...

Da – oh, ein Wunder:
Plötzlich dringt Tageslicht
von allen Seiten in den düstern Wagen.
„Onehundredtwentyfifth Street“
ruft der Schaffner,
die Türen öffnen sich,
fort ist der Flatterer.

Und alles nickt erlöst
einander zu.

GROSSBERG, MIMI EMILIE

geb. Buchwald; geb. 23. April 1905 in Wien, gest. 2. Juni 1997 in New York.

Lyrikerin.

Wächst in einer begüterten Fabrikantenfamilie auf. Nach dem Abitur Mitarbeit im väterlichen Betrieb. Besuch einer Sprachenschule in Wien. 1924/25 als Bibliothekarin in Wien, nebenher Studium der englischen Literatur und Kompositionslehre, dann, 1927 bis 1929 Ausbildung zur Modistin. 1930 Heirat mit dem Schriftsteller Norbert Grossberg. 1935 Publikation ihres ersten Lyrik-Bandes *Der Weg zu dir*.

Im September 1938 Flucht mit ihrem Mann über Holland in die USA. Leben zunächst in einem gemieteten Zimmer in New York. Sie arbeitet als Modistin, ihr Mann als Vertreter. Nach Jahren in New York ziehen sie nach Washington Heights. Sie beginnt in englischer Sprache zu schreiben und übersetzt amerikanische Autoren. Gedichte schreibt sie weiterhin in deutscher Sprache. 1944 werden beide amerikanische Staatsbürger. Sie wird zu einer zentralen Figur der deutschsprachigen Exilszene. Nebenher als Hutmacherin tätig.

Ihre Eltern werden 1942 aus Wien deportiert und kommen in der Nähe von Minsk um.

Publiziert in den USA weiterhin Lyrik, obwohl sie nach 1945 kein unbelastetes Verhältnis zum Dichten mehr hat: „Mein persönlicher Schmerz über das, was mir drüben angetan wurde, darf in diesen Gedichten nicht gezeigt werden. (...) Solchen Schmerz in Verse zu setzen, ist Sünde (...) Sie würden Freude haben an dem Wissen, dass ihre Tat heute noch schmerzt. Ich will niemandem die Genugtuung geben, nach der er lechzt. Schadenfreude, nicht Reue wäre die Reaktion.“ (Aus: Mimi Grossberg: *Pionierin-Mentorin-Networkerin. Ein Leben zwischen Wien und New York* (2008), S. 29).

Gibt eine Folge von Anthologien österreichischer Exilanten heraus. In den letzten Jahren ihres Lebens hält sie Vorträge in Wien und New York.

HARDENBERG, HENRIETTE
1894-1993

Dann...

Manchmal, ja manchmal möchte ich eine Zigarette rauchen,
langsam und sehr bedächtig den Rauch ausatmen,
ihn steigen sehen und wie er sich auflöst ...
Dann scheint die Zeit innezuhalten ...
Und vor dem Fenster meines Gemütes
beginnen Sorge und Angst zu verblassen.

Manchmal, ja auch das möchte ich tun,
auf einem riesigen Lastwagen durch die Nacht fahren.
Über unkenntliche Strecken wirbeln trommelnd die Räder,
und das schwere Chassis wippt auf dem Strome der Fahrt.
Der Morgen ist kühl, das Gesicht der Landschaft noch feucht,
und es hindert mich nichts zu weinen.

Manchmal gelingt es, vor Angst und Sorge zu fliehen,
in einen Wald zu flüchten, der sich hinter mir schließt.
Da löst sich ein Vogel aus dem Armen der Äste,
und das Zittern berührter Blätter
und seines Fluges durchdringender Aufstieg
bewegen die Ewigkeit.
Dann glaube ich noch geborgen zu sein.

Flug London-Berlin

Durch lange Korridore tastend,
eng und luftlos,
an den Türen des Unheils
vorüberflüchtend
und den Hall de Schritte
im Munde verbergend –
Das Summen der Leere
um die Glieder gehängt
und tonlosen Takt im Ohr,
die Bewegung der Angst
und das Blut der Gedanken geronnen
im Schmerz
vor dem Stumpf der Heimat.

Über den Schnee der Wolken gehoben,
mit Möwenflügeln im kahlen Lichtraum
an Horizonten entlang
eine Welt verlassend,
um die Sehnsucht
auf alter Erde zu landen –
zögernd
die Flügel durch Schleier von Zweifeln
senkend,
entgegengleitend
der Brust meiner Heimat.

Regents Park

In der Abendstunde, wenn der Druck der Arbeit sich löst,
Und die ganze Erde leichter Atem bewegt,
Heben auch die Blumen im Park ihre Glieder
In den kühleren Himmel,
Nicht so leuchtend wie unter der Sonne.
Aber verlockender stehen sie in verschwimmenden Farben,
Und ihr Duft streift schmeichelnd
Die wandelnden Paare in den Alleen.
Wie singt das Blut musikhaf,
Zu Schwärmerei und Umarmung getrieben.
So schön ist der Abend, Dein Haar, Deine Haut,
Und eines Baumes hingebene Andacht über Liebenden.

Totes Mädchen

Ich kann nur dünn fühlen,
Und dünn stoßen deine Worte an meinen Rand.
Wie schön war mein Gesicht,
Nun steige ich durch helle Luft
In endlosen Traum.

Ja, lege du mich auf mein Bett,
Das frische Gras trägt mich leicht,
Und die Blumen sind warm.
Mädchenzimmer mit dem vielen Duft,
In dem noch der Schritt meines Freundes ruft,
Von dem ich Abschied nahm.

Requiem

Meine Mutter sitzt im Blütenschnee,
Vögel in ihren roten Haarbächen spielen Frühling.
Sie lässt sich kosen von Flügeln auf ihrem roten Meere.
Es fließt um sie,
Schüttelt ihren winzigen Körper
Und füllt die alten Augen.
Du, mein rotes Blut im Schnee,
Ich kann nicht zu dir,
Dir nicht helfen aus deinen Lasten.
Du lachst so, Farbe –
Meine Mutter ertrank.
Blüten, küßt ihren Taubenleib,
Vögel, legt euch an sie heran,
Trinkt sie aus, deckt sie zu:
Ihr werdet alle rot, schimmrig braun,
Liebeserde.

HARDENBERG, HENRIETTE

eigentlich Margarete Rosenberg; geb. 5. Februar 1894 in Berlin, gest. 26. Oktober 1993 in London. Expressionistische Dichterin.

Die Tochter eines bekannten Rechtsanwaltes besucht von 1900 bis 1912 Volksschule und Höhere Mädchenschule in Berlin. Dann in einem Pensionat in Belgien. Erste Gedichte 1912. Erste literarische Veröffentlichung im April 1913 in der Zeitschrift Die Aktion. Heiratet 1916 den Dichter Alfred Wolfenstein und zieht mit ihm nach München. Geburt des Sohnes Frank. Neigungen, ihr erster Gedichtband, wird 1918 veröffentlicht. Die Wolfensteins gehen 1924 nach Berlin. Sie arbeitet dort in der Film- und Modebranche. Nach der Trennung von ihrem Mann Ende der zwanziger Jahre wird sie Privatsekretärin bei einem Kunstprofessor. Flieht 1937 mit ihrem späteren Mann, dem Bildhauer und Dichter Kurt Frankenschwerth nach England. Lebt in London. Erhält 1948 die britische Staatsbürgerschaft. Schreibt ihre späten Texte im Bewusstsein einer schicksalhaften Isolation.

HARTWIG, MELA
1893-1967

Die Jahre fallen ab wie welkes Laub

Die Jahre fallen ab wie welkes Laub,
Die Tage wölben sich zu Regenbogen,
Sekunden glitzern. Sonne kommt geflogen
Und malt uns bunte Bilder in den Staub.

Und Bild um Bild verweht, wie Zeit verrinnt.
Verfärbte Blätter tropfen aus den Zweigen
Und Blatt und Bild, verweht zum Farbenreigen,
Verlieren sich verspielt im Abendswind.

Der Abend lächelt und die Welt erblindet
Und nimmt die Schatten ohne Staunen hin,
Die er wie Trauerflor um alles windet.

Und alle Wirklichkeit ist wieder Spiel,
Gewichtlos wie ein Hauch und ohne Sinn.
Wir lächeln, du und ich, und sind am Ziel.

Immer klarer wird das Bild

Immer klarer wird das Bild,
wenn sich deine Augen trüben,
Wenn du an der Schwelle zögernd
halb noch hier bist, halb schon drüben.

Schatten lindern jede Helle,
Schatten, die sich jäh verdichten,
Die das Außen sanft verschleiern
Und das Innen scheu belichten.

Nicht die Blume, nur den Duft noch
siehst du farbenschwer verschweben,
Nicht die Bäume, nur ihr Rauschen
siehst du Blatt mit Blatt verweben.

Auch der Züge lügnerische
spröde Masken siehst du nicht.
Nur den hellen Schimmer siehst du,
das entzauberte Gesicht.

Siehst, wie jeder Nichtigkeit entkleidet
und von jedem Schein entblößt
Sich aus den erloschnen Formen
nach und nach der Sinn erlöst.

Nur dem schon fast abgewandten
Blick, der blind und tief gestillt
Seherisch ins Leere schaut,
schenkt sich das entwirrte Bild.

Libelle

Die Sonne spinnt fiebernde Fäden aus Licht
Von Baum zu Baum.
Gebannt stehn die Bäume und regen sich nicht
Und atmen kaum.

Da kreuzt der Strahlen funkelnde Hitze
Ein glitzernder Glanz
Und zucken durchkreuzen sie blaue Blitze
Wie taumelnd im Tanz.

Bis sich ein Flügel in Strahlen verfängt:
Und unbewegt,
Verzaubert hängt die Libelle, hängt
Im Strahl, der sie trägt.

Verstummter Stimmen verklungener Klang

Verstummter Stimmen verklungener Klang,
Vergessener Worte verhallter Gesang
Vom Wind als Samenlaute verweht,
Damit kein Wort verloren geht.

Sie rauschen in Wäldern, im Zwiegesang
Der jauchzenden Bäume, im Überschwang,
Der sich flüsternd in reifenden Feldern staut.
In der Wiesen summenden Jubellaut.

Sie stöhnen im Sturm, sie wimmern im Wind,
Im Regen, der Tropfen zu Fäden verspinnt.

Die Welle sprüht sie donnernd empor,
Die Quelle raunt sie der Erde ins Ohr.

HARTWIG, MELA

verh. Spira; geb. 10. Oktober 1893 in Wien, gest. 24. April 1967 in London.

Österreichische Schriftstellerin, Lyrikerin, Malerin und Übersetzerin.

Tochter des Soziologen Theodor Hartwig. 1914 bis 1921 als Schauspielerin in Baden bei Wien und Berlin. Zieht 1921, nach ihrer Heirat mit dem Anwalt Dr. Hartwig Spira nach Graz und veröffentlicht dort ihre ersten Erzählungen. Als Jüdin und Feministin wagt sie es nicht mehr, sich schriftstellerisch zu betätigen. So versucht sie sich als Malerin. Nach der Zerstörung ihrer Bilder durch die Nazis, emigriert sie 1938 mit ihrem Mann nach London, ist dort als Übersetzerin und Lehrerin tätig.

Bis auf wenige kleinere Arbeiten, die fast alle im Exil erscheinen, kann sie von da an nichts mehr publizieren. Erst postum erlebt ihr literarisches Werk eine kleine Renaissance. Der schmerzlich empfundenen Vereinsamung versucht sie durch erneute Hinwendung zur Malerei zu entkommen.

HOFFE, ILSE ESTHER

1906-2007

Tel-Aviv nach einem Regen

Die strahlend weißen Häuser in der Sonne,
Ein schwerer Vorhang westwärts zugezogen,
Ganz dunkelviolet; die grauen Straßen
Im Glanz der Feuchte. – Wunderreiches Spiel
Erhebt sich aus entschwundenen Kinderträumen
Und mütterlichen fernen Märchenkreisen,
Da wir, allabendlich in unsern Betten,
Brennende Augen auf der Mutter Lippe,
Glücklich in weite Segelwelten trieben. –
Horch – Kinderruf und Autohupenschall. –
Die Sonne schwindet und mit ihr der Zauber.
Vom Fenster seh ich blanke Häuserreihen,
Ein blauer Lichtstrahl streitet mit dem Dunkel,
Verklärt noch für ein Weilchen fahle Pfützen,
Die eilige Gruppen fluchend überspringen.

Die Puppe

Ein Kinderleben lang war sie
Gespielin mir und Freundin
Und stets mit mir.
Bei Festen, wie am Blumentag
Saß sie im handgestickten Bauernkleid
Geschmückt mit bunten Blumen
Im Puppenwagen und sollte einen Preis erringen.
Mit langem Haar, kastanienbraunem,
Das man frisieren konnte,
War sie die Lieblingspuppe,
In Kindergröße und dadurch lebendig.
Sie trug die gleichen Kleider
Wie wir Schwestern.
Im Photo mit mir lebt sie noch. –
Ob irgendeiner Kleinigkeit, voll Trotz
Ließ ich es einmal meiner Puppe büßen
Und warf sie wütend hart zu Boden.
Der Kopf war aus Porzellan
Und der zerbarst und sie war tot.
Es war der erste Kinderschmerz

Und nicht mehr gutzumachen.
Die andern Puppen waren eben Puppen.
Sie konnte nichts ersetzen.
Die Puppe bin jetzt ich.
Aus schwelendem Schweigen
Trotzig auffahrend fassen sie
Gehegt-verwöhnt-umsorgte Hände
Und schlagen sie zu Boden.
Jetzt ist sie tot.
Ich weine.

Mond

Der Mond kommt leise
Mit Silberfählern
Zu mir, zum Bett.
Im grellsten Schein,
Im Strahlenbad
Umgißt die Welt mich.

Was will der Mond,
Der stille, ferne,
Der fabelreiche
Mir heute flüsteren? –

O hebt die Ketten
Von meinen Gliedern
Und laßt das Gleißeln
Dem Schlaf mich rauben!
Ich will es grüßen,
Will ihm entgegen,
Und leicht mit ihm,
Dem nebelgleichen,
Dem traumdurchglühten,
Die Nacht umarmen!
O löst die Fesseln
Von meinen Füßen! –
Auf lichten Wiesen
Dem Tag entgegen,
Da will ich liegen.
Und dieses Wachen
Es ist wie ewig.

HOFFE, ILSE ESTHER

geb. 8. Mai 1906 in Troppau/Mähren, gest. 2. September 2007 in Tel Aviv.

Lyrikerin. Sekretärin und Lebensgefährtin des Schriftstellers und Kafka-Herausgebers Max Brod.

Die Tochter eines Oberbaurats besucht das Lyzeum. Dann Sprachstudium in Kursen, auch in England. 1939 Flucht mit Ehemann und zwei Kindern aus Prag über Frankreich nach Palästina. Seit 1942 Sekretärin, Mitarbeiterin und Lebensgefährtin von Max Brod bis zu dessen Tod 1968. Nach dessen Tod erbt sie den literaturhistorisch bedeutenden Nachlass, darunter die Korrespondenz Max Brods und wichtige Manuskripte zum Werk Franz Kafkas.

Seit 1947 Veröffentlichung von Gedichten in Zeitungen und Zeitschriften. Sie verbleiben unzugänglich in ihrem Besitz. Nach ihrem Tod im hohen Alter von 101 Jahren machen sich Literaturwissenschaftler Hoffnung, den Nachlass erschließen zu können, doch 2009 erheben ihre beiden Töchter dagegen massiv Einspruch. Jetzt haben die Gerichte das Wort.

HOFMANN, MARTHA
1895-1975

Geraubte Sprache

O wär ich wie Wolke, wie Nebel und Dunst
so stumm, da die Abende lodern,
ich müßt nicht, der Sprache beraubt, meiner Kunst,
der einzigen – lebend vermodern.

O wär ich wie Blüte, wie Knospe und Blatt
so stumm, da es Tag auf der Welt ist,
ich wär nicht des Lebens so namenlos satt.
wie nun, da die Leier zerschellt ist.

Erwache Herz!

Schon blüht der Stern der Frühe...

Erwache Herz! Schon blüht der Stern der Frühe!
Der Morgenhimmel wölbt sich pfirsichrot.
Du, die durch Kummers karge Mühe
und durch des Lebens letzte Not
sich schleppte, Aug in Aug dem Tod:
Du weißt, daß nichts dich so bedroht,
daß jene Flamme, die dich blau durchloht,
daß jene steile Flamme drob verglühe.
Sie brannte durch die Nacht und durch den Tod.

Erwache Herz! Schon blüht der Stern der Frühe!

Der Abschied von meinem Wohnhaus in Wien

Prunus und Kirsche – rosenfarb und weiß.
Die Turmuhr schlägt die Zeit. Ein Kind spielt leis.

Die Fliederdolden, knospenschmal und blaß,
Recken sich über das Werkstattdach aus Glas,

Und das Kastanienbäumchen, Jahr für Jahr
Erwachsener, rüstet zwei, drei Kerzen gar.

Auf sonnenseitiger Holzveranda sitzt

Die Hausfrau müßig. Wie die Küche blitzt!

Ein Alter füttert Tauben, die zum Bord
Des Fensters flattern. Husch! Sie schwirren fort.

Mein schöner Baum, des Äste so bizarr
Im Zickzack ragen, macht sich wieder rar.

Noch ist er kahl, wie tot, ganz unbelaubt –
Doch bald blüht lilazart sein greises Haupt.

Klavierspiel. Perlen fallen, tropfend rein ...
Das Fenster dort scheint schon verhängt zu sein.

Wie süß der Tanz die Melodie durchzieht ...
Werd' ich noch sehn, wie die Glyzinie blüht?

Ist auch mein Fenster dann verhängt und dicht –?
Ein Wolkenschatten fiel und deckt das Licht.

Ein Traum

Nachts heut im Traume
war ich in den Straßen
und in den Plätzen
Jerusalems,
stand auf dem Markte als
bietendes Mädchen
mancherlei Waren,
mancherlei Frucht.

Da, durch das enge
absteigende Gäßchen,
da, durch den Bogen des
Straßengewölbes,
zwischen der feilschenden,
kreichenden Krämer
geifernden, gierigen,
gaffenden Schar –
ziehet ein seltsamer
Zug von Kamelen,
schreitet ein bärtiger
Mann ihm voran.

Legt sich das erste
der Tiere zur Erde;

reicht mir des Gütigen
Griff aus den Körben,
die den gebuckelten
Rücken bedrücken,
köstliche Kleider, Spitzen, Geschmeid.

Da nun das zweite
der Tiere sich bettet,
breitet er Rollen
feinsten Papyrus',
breitet er Bücher –
köstlicher Zeichen
prächtig Gehäuse –
hin vor mein Aug.

Da noch die Augen,
die Hände dran haften,
da von dem Byssus
zu den Papyri –
da von den Rollen zur
Seide sie tasten,
hebt er vom dritten Tiere die Last.

Setzt vor mich nieder
seltsame Bürde:
flüchtend Verfolgte,
Juden vom Osten,
Vater und Mutter,
Kind neben Kind.

Schmerzlich sich duckend,
ruhlos von Händen,
stehen und starren
sie mir in die Augen –
tödlich mir ähnlich
und tödlich mir fremd.

Da ich noch zittre,
da ich mich zwingen,
da ich die Lippen
zur Rede bewege – –
weicht der Traum,
es umringt mich die Nacht ...

HOFMANN, MARTHA

Pseudonym: Melitta Holl; geb. 29. August 1895 in Wien, gest. 9. November 1975 in Wien.
Lyrikerin, Essayistin, Sprachlehrerin und Übersetzerin..

Die Tochter eines Holzgroßhändlers besucht ein Lyzeum in Wien. Schreibt schon in früher Jugend Gedichte. Studium der klassischen Philologie, Germanistik und Archäologie in Wien und Heidelberg. 1920 Promotion in Wien. Ab 1922 Lehrerin für Deutsch und Latein an einem jüdischen Gymnasium in Wien. 1927 erster Besuch in Palästina. 1934 erster Lyrikband. 1938 entlassen, geht sie ins Exil nach London. Arbeitet dort für Zeitungen und den Rundfunk. 1939 weiter nach Palästina, dort Sprachlehrerin. 1946 nach Genf. 1949 Rückkehr nach Wien. Bis 1957 wieder Gymnasiallehrerin.

Bleibt bis zu ihrem Tod eine bewusste Jüdin, die sich offen mit Israel und ihrem Volk solidarisierte.

JELINEK, ADELE
1890-1942

Der Kranke und der Arme

Bruder Armer, ich war draußen
In meinem Krankenfahrstuhl,
Wo der Sommer wohnt
Und der Wald beginnt,
Weißt du?

Da hab ich gesehn:
Ein Rotschwänzchen,
Ein Eichhörnchen,
Ein schönes Mädchen.
Hab ich nicht viel gesehen,
Bruder Armer?

JELINEK, ADELE

geb. 2. März 1890 in Wien, stirbt am 3. September 1942 in Theresienstadt.
Österreichische Schriftstellerin.

Wächst in einfachsten Verhältnissen auf. Seit Kindheit durch eine Gelenksentzündung schwer behindert, schreibt sie Erzählungen, Skizzen und Feuilletons für Zeitungen. Vereinzelt publiziert sie auch Gedichte. Soziale Probleme stellt sie in den Mittelpunkt ihres Schaffens. Findet 1938 Zuflucht im jüdischen Gemeindehaus in Wien. Im Mai 1943 erfolgt die Deportation nach Theresienstadt. Beide Geschwister von ihr werden ebenso zwangsverschickt und ermordet.

Zwei Tage vor ihrer Deportation schreibt sie an ihre Nichte Laura: „Ich muß dir noch rasch Lebe-wohl sagen! Ich bin froh, dass ich dich noch gesehen habe! Dienstag um 8 Uhr früh fangen sie hier an. Halte dich gesund, vielleicht sehen wir uns einmal wieder. Ich lege hier 30. Mark bei ... Du musst sie von mir annehmen ... Es haben es so viele ertragen müssen, ich werde mich schon gewöhnen.“ (Aus: Herbert Exenberger (Hrsg.): Als stünd' die Welt in Flammen. Eine Anthologie ermordeter sozialistischer SchriftstellerInnen, Wien 2000, S. 259ff.)

JOKL, ANNA MARIA
1911-2001

Das Viehparadies

Zur Erlassung eines Tierschutzgesetzes
am 12. November 1933 durch den
Präsidenten des Tierschutzvereins,
Hermann Göring.

Die geben ein Gesetz heraus
zum Schutz von Ratte, Katz und Maus.
Verboten soll in Deutschland sein
zu quälen Hase, Frosch und Schwein.
Hand weg von Gottes Kreatur!
Denn sie sind führend in Kultur!
In Deutschland schaffen sie
ein Paradies dem Vieh.

Vor ein'ger Zeit erließen sie
noch nicht Gesetze für das Vieh.
Da kamen erst die Menschen dran,
wenn Rote man so nennen kann.
Hand weg von Gottes Kreatur?
O nein, das war die andre Tour:
im Dritten Reich sind Sie!
Wir schützen nur das Vieh!

Mit KZ wird nunmehr bedacht
Wer eine Wanze totgemacht.
Dagegen dorten Usus ist
Zu prügeln Rote, Jud und Christ.
Und wer am besten prügeln kann,
der ist der treueste deutsche Mann.
In Reinkultur sehn Sie's,
das Paradies des Viehs.

Das Rindvieh, das ist hochbeglückt,
denn seine Zeit ist abgerückt.
Man züchtet sogar Tiere:
zum Beispiel die Vampire.
Die stehen in besondrer Hut
des Staates und sie saugen Blut
so üppig wie noch nie,
im Paradies des Vieh'.

JOKL, ANNA MARIA

Pseudonym: Andrea Prag; geb. 23. Januar 1911 in Wien, gest. 21. Oktober 2001 in Jerusalem. Österreichisch-israelische Schriftstellerin, Übersetzerin, Journalistin und Psychotherapeutin. Die Tochter eines Kaufmanns besucht die Realschule in Wien. 1927 Übersiedlung der Familie nach Berlin. Dort bis 1932 Besuch der Piscator-Schule, wo sie eine Ausbildung zur Rezitatorin absolviert. Arbeitet dann als Dramaturgin, Drehbuchautorin und Journalistin. 1933 geht sie nach Prag, wo sie für verschiedene Zeitungen und Kinderbücher schreibt, die erst Jahrzehnte später veröffentlicht werden. 1939 Flucht über Polen nach London, wo sie als Schriftstellerin und Übersetzerin tätig ist. Nebenher setzt sie sich aktiv für Flüchtlingskinder ein. Nach 1945 Studium der Tiefenpsychologie am C.G. Jung-Institut. 1950 bis 1951 zur Verfilmung ihres Buches Die Perlmutterfarbe in Ostberlin, dann bis 1965 in Westberlin als Psychotherapeutin und Publizistin tätig. Während ihres Aufenthalts im Nachkriegsdeutschland verfasst sie ihre literarischen Texte nicht in deutscher Sprache, erst in Jerusalem, wo sie seit 1965 wieder als Therapeutin und Schriftstellerin arbeitet, ist ihr dies wieder möglich. Lebt bis zu ihrem Tod in Jerusalem.

Ihre Eltern werden ermordet.

KALÉKO, MASCHA
1907-1975

Memento

Vor meinem eignen Tod ist mir nicht bang,
Nur vor dem Tode derer, die mir nah sind.
Wie soll ich leben, wenn sie nicht mehr da sind?

Allein im Nebel tast ich todentlang
und laß mich willig in das Dunkel treiben.
Das Gehen schmerzt nicht halb so wie das Bleiben.

Der weiß es wohl, dem gleiches widerfuhr;
– Und die es trugen, mögen mir vergeben.
Bedenkt: den eignen Tod, den stirbt man nur,
Doch mit dem Tod der andern muß man leben.

Großstadtliebe

Man lernt sich irgendwo ganz flüchtig kennen
Und gibt sich irgendwann ein Rendezvous.
Ein Irgendwas, – ´s ist nicht genau zu nennen –
Verführt dazu, sich gar nicht mehr zu trennen.
Beim zweiten Himbeereis sagt man sich ‚du‘.

Man hat sich lieb und ahnt im Grau der Tage
Das Leuchten froher Abendstunden schon.
Man teilt die Alltagsorgen und die Plage,
Man teilt die Freuden der Gehaltszulage,
... Das übrige besorgt das Telephon.

Man trifft sich im Gewühl der Großstadtstraßen.
Zu Hause geht es nicht. Man wohnt möbliert.
– Durch das Gewirr von Lärm und Autorasen,
– Vorbei am Klatsch der Tanten und der Basen,
Geht man zu zweien still und unberührt.

Man küßt sich dann und wann auf stillen Bänken,
– Beziehungsweise auf dem Paddelboot.
Erotik muß auf Sonntag sich beschränken.
... Wer denkt daran, an später noch zu denken?
Man spricht konkret und wird nur selten rot.

Man schenkt sich keine Rosen und Narzissen

Und schickt auch keinen Pagen sich ins Haus.
– Hat man genug von Weekendfahrt und Küssen,
Läßt mans einander durch die Reichspost wissen
Per Stenographenschrift ein Wörtchen: ‚aus‘!

Kleine Zwischenbilanz

Was wird am Ende von mir übrig bleiben?
Drei schmale Bände und ein einzig Kind.
Der Rest, es lohnt sich kaum, es aufzuschreiben.
Was ich zu sagen hab, sag ich dem Wind.

Man glaubt es nicht, wie gut wir uns verstehen,
Der Wind und ich. Schon seit geraumer Zeit.
Ihm kann man traun. Er hat schon viel gesehen.
Er kennt die Welt und weiß Bescheid.

Es ist und bleibt das gleiche allerorten –
Man sagt am Ende nichts, in vielen Worten.
Zum Reden hat sogar der Feige Mut;
Doch Schweigen klingt in jeder Sprache gut.

Einmal möchte ich dort noch gehn ...

Einmal möchte ich dort noch gehn, am Kleinen Ring,
Wo ich an der Mutterhand mit Trippelschritten ging.
Blumen blühten blau am Fluß,
Als ich meinen ersten Kuß,
Ersten Reim empfing.

Einmal möchte ich dort noch gehn, am Alten Tor,
Wo ich meinen Kinderzahn und mein Herz verlor.
Die ich liebte, sind verweht, vergangen ...
Doch das Abschiedslied, das sie mir sangen,
Klingt mir noch im Ohr.

Einmal möchte ich dort noch gehn, am Neuen Graben,
Wo wirs erste Rendezvous uns gegeben haben.
Mädchen, euer früh erstorbnes Lachen
Wird das Herz mir immer weinen machen,
– Und die Stimmen totgesagter Knaben.

Einmal möchte ich es noch sehen, jenes Land,
Das in fremde Welten mich verbannt,
Durch die wohlbekanntnen Gassen gehen,

Vor den Trümmern meiner Jugend stehen –
Heimlich; ungebeten, unerkant.

Sozusagen ein Mailied

Manchmal, mitten in jenen Nächten,
Die ein jeglicher von uns kennt,
Wartend auf den Schlaf des Gerechten,
Wie man ihn seltsamerweise nennt,
Denk ich an den Rhein und die Elbe,
Und kleiner, aber meiner, die Spree.
Und immer wieder ist es dasselbe:
Das Denken tut verteufelt weh.

Manchmal, mitten im freien Manhattan,
Unterwegs auf der Jagd nach dem Glück,
Hör ich auf einmal das Rasseln von Ketten.
Und das bringt mich wieder auf Preußen zurück.
Ob dort die Vögel zu singen wagen?
Gibt's das noch: Werder im Blütenschnee ...
Wie mag die Havel das alles ertragen,
Und was sagt der alte Grunewaldsee?

Manchmal, angesichts neuer Bekanntschaft
Mit üppiger Flora, – glad to see –
Sehnt sich in mir nach magerer Landschaft,
Sandiger Kiefer, weißnichtwie.
Was wissen Primeln und Geranien
Von Rassenkunde und Medizin ...
Ob Ecke Uhland die Kastanien
Wohl blühn?

KALÉKO, MASCHA

geb. Golda Malka Aufen; geb. 7. Juni 1907 in Schidlow/Galizien, gest. 21. Januar 1975 in Zürich. Deutschsprachige Dichterin.

Tochter eines russischen Vaters und einer österreichischen Mutter. Zieht 1914 mit ihrer Familie nach Frankfurt am Main. 1916 Umzug nach Marburg a. d. Lahn und 1918 nach Berlin. Besucht dort die Mädchenschule der Jüdischen Gemeinde. 1925 Beginn einer Lehre bei der Jüdischen Arbeiterfürsorge. Belegt Abendkurse in Philosophie und Psychologie. 1930 erste Veröffentlichungen von Gedichten. Bald kennt man sie und ihre Gedichte in Berlin. 1933 erscheinen das Lyrische Stenogrammheft, 1935 Das Kleine Lesebuch für Große.

Nach der Scheidung von Saul Aaron Kaléko (Heirat 1928) wird der Musikwissenschaftler Chemjo Vinaver ihre große Liebe, später (1938) ihr zweiter Ehemann. Mit ihm und dem gemeinsamen Sohn emigriert sie 1938 über Paris nach New York. Dort veröffentlicht sie in der Exilzeitung Aufbau Gedichte. 1944 erhält die Familie die amerikanische Staatsbürgerschaft. 1955 erste Europareise, weitere folgen. 1959 Übersiedlung nach Israel.

1968 stirbt ihr Sohn Steven in Amerika. Diesen Verlust verkraften die Eltern kaum. Durch Reisen versuchen sie, ihren Schmerz zu vergessen. Einige Monate nach dem Tod ihres Mannes, im Sommer 1974, schon todkrank, besucht sie anlässlich einer Lesung zum letzten Male Deutschland. Schon von schwerer Krankheit gezeichnet, entfaltet sie überraschend noch einmal eine bemerkenswerte dichterische Schaffenskraft. In diesen Gedichten erlebt man ihre Einsamkeit, ihren Schmerz und die Trauer über den Verlust ihrer Lieben.

Charakteristisch für ihre Arbeit ist die Großstadt-Lyrik mit ironisch-zärtlichem, melancholischem Ton. Auch lange nach ihrem Tod hat das lyrische Werk von Mascha Kaléko eine große Anhängerschaft. Ihre Lyrik ist geprägt durch Charme, Melancholie und ihre schnörkellose pointierte Sprachkunst. Sie trifft den Ton der Zeit. Ihre Gedichte, die heute noch lebendig und schön wie damals sind, sind ein Schatz, irritierend schön, werden auch als Chansons vertont.

Was für ein „zärtlich-weiblicher Rhythmus voller Melancholie, Ironie und politischer Schärfe“ urteilt Alfred Polgar.

KANTOROWICZ, GERTRUD
1876-1945

Das Sterben

(„Verse aus Theresienstadt“)

Brennender Durst in deiner armen Kehle,
Um vergehende Glieder des Todes Duft,
Immer, immer näher der dunklen Kluft –
Heiterer Geist, freudige Seele
Wohin schwankt ihr, eh noch der Atem schwand?
Daß ich den Blick, den vertrauten im brechenden Blick nicht mehr fand

– Fühlst du von drüben nicht, wie Gedenken mich quäle? –
Wenn nun die Nacht kam, wenn mein Traum dich entbannt.
Kehr, o zurück wie du warst, daß nicht der Freund mir,
Nicht der Gefährte mir fehle!

(16. November 1942)

Amor Fati III

Sei wach den Stimmen die von ringsher tönen
Dem Augenblick lerne ich dich versöhnen:
Echo der Frühe tönt sein Tritt – ihn krönen
Künftige Gesichte – dunkle die schönen

Und führen dich die reichen kühnen Pfade
Alles ist Hier und Jetzt und alles Gnade.
Gestrüpp um deinen Fuß? – Er biegt es grade
Gehend im schmalen Strahl vom Sonnenrade.

Aus Nebeln Hände? – Dein Griff weiß den Rat
Der Stumpf bleibt links. Was tot um Leben bat
Versinkt. Wo sich Finger krümmt zur Saat
Den Müdesten labt Ehre noch und Mahd.

Alles ist Tat. Auch Muß auch der Traum –
Du liegst im Gras schaut durch den runden Baum
Sonne und Mond zugleich im blauen Raum –
O Erde trächtiger Rausch von Saum zu Saum.

KANTOROWICZ, GERTRUD

Pseudonym: Gert Pauly; geb. am 9. Oktober 1876 in Posen, umgekommen am 19. April 1945 in Theresienstadt.

Kunsthistorikerin und Lyrikerin.

Wächst als Tochter eines wohlhabenden jüdischen Fabrikanten in Posen auf. Studiert ab 1898 in Berlin Archäologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Wird 1903 in Zürich promoviert.

Erste Gedichte um 1900. Enge Verbindung zu dem Dichter Stefan George und dem Philosophen Georg Simmel, ihrem Lehrer und dem Vater ihrer Tochter Angela.

Arbeitet während des I. Weltkrieges als Krankenschwester, zeitweilig auch in Konstantinopel. Nach dem Tod Simmels (1918) zieht sie nach Herrlingen bei Ulm. Gründet einen literarischen Frauenzirkel. Unternimmt in den 30er Jahren ausgedehnte Reisen, auch in das Ausland, kehrt aber immer wieder nach Deutschland zurück.

In der NS-Zeit hilft sie vielen Menschen, so Ernst Gundolf, den sie 1938 durch ihre Hilfe aus dem Konzentrationslager Buchenwald zu seiner Entlassung verhelfen kann.

Im Mai 1942 wird sie mit weiteren vier jüdischen Frauen bei einem missglückten Fluchtversuch in die Schweiz verhaftet und in das KZ Theresienstadt gebracht. Eine der Frauen hatte sich gleich nach der Entdeckung das Leben genommen.

Die Wachmannschaften des Konzentrationslagers Theresienstadt waren schon aus dem Lager abgezogen, da stirbt sie nach einer Hirnhautentzündung an Entkräftung.

KATSCHER, HEDWIG CLARA
1898-1988

Die Zuflucht

Die Schleppe meines Mantels
soll nicht den Boden streifen,
in Staub und Asche schleifen,
von blutigen Lachen besudelt
an meinen Knöcheln kleben.

Ich schlag sie um die Schultern
und laß die Fersen frieren,
zu Schwingen wächst die Schleppe.

Sie tragen meine Schwere
durch atemlosen Glanz
ins unbefleckte Schwarz
des Namenlosen.

Dort tast ich nach dem Kern,
dem Samen,
vielleicht
wird er im Dunkel leuchten.

Abschied

Gläserne Wand der Trennung
Spiegelt farbiges Leuchten,
spiegelt die Blumen,
die uns erblüht.

Schattenhaft streift dein Fuß
unberührbare Blüten,
gleitet dein Leib
aus erfahrener Nähe
in entrückte Bereiche.
Schattenhaft winkt deine Hand
im Entschwinden,
dunkelt dein Blick
in die verlorene Zeit.

Ahasvers Tochter

In Nestflaum bettet mich
der fremde Laut,
wird Wohllaut
und vertraut,
liebkost mein Ohr,
schiebt mir die Muttersprache
von der Zunge.

Die Nabelschnur ist niemals abgestorben.
Sie wächst noch immer,
wächst der Entfernung nach
und schlingt sich um die fernen Buchen,
wo meine Kinder
ihre Zelte aufschlagen,
die fremde Sprache sprechen,
ihrer Kinder Sprache.

KATSCHER, HEDWIG CLARA

geb. Walter (geb. 25. April 1898 in Wien, gest. 2. Oktober 1988 in London).
Österreichische Lyrikerin.

Die Tochter eines Kaufmanns schreibt seit ihrer Jugend Gedichte. Studium der Physik und Mathematik in Wien. 1921 Promotion. Dann Archivleiterin in Wien, später in einem bibliografischen Institut. Heiratet den Chemiker Dr. Ernst Katscher, den sie, nach Verlust ihrer Arbeitsstelle, nach Moskau begleitet. 1934 kehren beide nach Wien zurück und gehen 1935 nach Sizilien, wo ihr Mann als Chemiker arbeitet. 1939 Emigration nach England. Ihr Versuch, Gedichte auf Englisch zu schreiben, scheitert. 1953 Rückkehr nach Wien, wo sie bis 1978 erneut als Archivarin und Kunst- und Theaterkritikerin tätig ist. Lebt seit 1983 bei ihrer Tochter in Manchester.

Zwischen 1963 und 1987 erscheinen sechs Gedichtbände.

Emigration und Holocaust spiegeln sich in ihrem ersten Lyrikband *Flutumdunkelt*.

KEMPNER, FRIEDERIKE
1828-1904

Tage kommen und entschwinden,
Jahre kommen und vergeh'n,
Und kein Mensch kann es ergründen
Dieses Kommen, dieses Gehn.

Gott nur kann das Rätsel wissen,
Logisch laßt uns ihm vertrau'n,
Fest auf seine Hilfe baun,
Froh den Tag, das Jahr begrüßen!

Und ein jeder Tag, er bringe
Uns die allerbesten Dinge,
Mut und Kraft und Sonnenschein,
Was wir taten mag gedeihn,
Was wir wünschen, bald gelinge
Uns und allen, welche rein.

Was ist das Beste?

Ein Liedlein tönt von ferne:
Was ist das Liebste dir? –
Die Augen und die Sterne,
Sie sind das Liebste mir.

Ein Liedlein tönt von ferne:
Was ist das Schönste hier?
Das Schönste und das Liebste,
Das ist der Himmel mir! –

Und sprich, was ist das Größte
Und Allertreu'ste Dir? –
Das Größte ist der Glaube,
Das Treuste Tugend mir.

Und weiter tönt es ferne:
Was ist das Beste hier?
Das Beste ist die Mutter,
Das Allerliebste mir!

Drei Schlagworte

Wie heißt das Wort, das in der halben Welt
Man gleichbedeutend mit dem Gelde hält,
Doch mit dem Geld, das stets im Säckel bleibt,
Und schon von selbst die besten Zinsen treibt?
Es ist, es heißt die, die, die.
Die teure Bourgeoisie!

Wie heißt das Wort, das in der halben Welt
Man gleichbedeutend mit dem Elend hält,
Doch mit dem Elend, das mit wackrem Mut
Die schwere, große Arbeit tut?

Es ist, es heißt: der, der, der, der,
Es heißt: Proletarier!

Wie heißt das Wort, das in der halben Welt
Man gleichbedeutend mit Utopien hält,
Doch mit Utopien, ähnlich Morgenlicht,
Das hell und warm zu jedem Herzen spricht?
Es ist, es ist mein Ideal,
Das große Wort, es heißt: sozial.

Das Leben

Schwestern, Brüder, laßt uns leben,
Leben ist gar hohes Gut,
Machet stark die freie Seele,
Frischtet auf den Lebensmut!

Ist das Herz euch so verdorben,
Daß das Leben euch nicht lieb?
Ist das Feuer schon erstorben,
Daß der Geist Euch schwach und trüb?

O vergeudet nicht die Kräfte
In der eitlen Sinnenlust!
Werfet ab den Staub zur Erde,
Wenn ihr Euch des Staubs bewusst!

Schließt das Leben in die Arme,
Bis es Euch zum Herzen dringt,
Laßt den Arm nicht kraftlos hängen,
Der das Gute gern vollbringt!

O die Macht, die uns gegeben,
Wer weiß, ob sie wiederkehrt?
Ob die Macht, die klein uns dünket,
Einst uns auch noch angehört?

Brüder, Kindheit ist das Leben
Eines höhern Lebens dort.
Laßt der Kindheit würdig leben:
Gott hält uns dort droben Wort.

Kanarienvögleins Traum

Es bettet sich das Vögelein
In seinem eignen Flaum,
Es hüllet sich das Köpfchen ein,
Und träumt den schönsten Traum.
Vom blauen Himmel lebenslang,
Vom dunkelgrünen Hain,
Von seinem eigenen Gesang,
Harmonisch klingend, rein.

Von einer schönern, bessern Welt,
Bei stetem Sonnenschein,
Aus Morgenrot gewebt ein Zelt,
Darunter Groß und Klein.

Des Sängers gleichgestimmte Brust,
So treu und hochgesinnt,
In Wonne, überird'scher Lust,
Vereint die Sänger sind.

Ein schön Duett, so kühn und zart,
Wird aufgeföhret bald;
Kein einz'ger Misston, rauh und hart,
Aus ihren Kehlen schallt.

Nur Himmelslicht, Gerechtigkeit,
Nur Klarheit, Himmels Bild,
Verschwunden Unbill, Neid und Leib,
Nur Englein strahlend mild.

Kanarias Flug, Kanarias Traum,
Im Himmel Sieben schwebt,
Erwachend aus dem eignen Flaum
Das Vögelein sich erhebt.

Des Käfigs Wand, des Käfigs Luft!
Das Vöglein faßt sich schnell:
Die Wirklichkeit ist enge Kluft,
Der Traum ein Lebensquell.

KEMPNER, FRIEDERIKE

geb. 25. Juni 1828 (nach ihren eigenen Angaben 1836) in Opatow/Posen, gest. 23. Februar 1904 auf Gut Friederikenhof bei Reichthal/Schlesien).

Lyrikerin, Philanthropin.

Aus einer emanzipierten jüdischen Familie stammend, der Vater ist Rittergutsbesitzer, wächst sie auf dem Gut ihres Vaters in Droschkau auf und wird von Hauslehrern unterrichtet. Von 1851 bis 1868 engagiert sie sich in der Krankenpflege und Armenfürsorge. Lebt seit 1868 auf ihrem eigenen Gut Friederikenhof bei Reichthal in Schlesien. Neben ihren philanthropischen und sozialreformerischen Aktivitäten schreibt Kempner Novellen, historische Trauerspiele und vor allem Gedichte.

Durch ihre Dramen, Novellen und Gedichte wird sie bekannt. Nach ihrer Entdeckung durch einen Literaturkritiker erlangen ihre Werke große Verbreitung, obwohl ihre Familie diese aus Scham zu unterdrücken versucht und die Auflagen ihrer Werke regelmäßig aufkauft. Aber Friederike Kempner schreibt und veröffentlicht weiter. „Schlesische Nachtigall“ oder „Schlesischer Schwan“ waren namentliche Zuordnungen, die ihr gefielen.

KEREN, ELSE
1924-1995

Meiner Väter Uhren

gingen manchmal wirr
Sie verstummten
dann gingen
die Zeiger langsam
zurück
dann liefen sie voran
Dann wieder
seit langem
seit jeher
Denn
oft floss
die Zeit aus
für alle
um die gleiche Stunde

Meine Exile

Lebenslänglich bleiben
meine Exile
für mich
hinter Gittern

Der Wächter schläft
kalte Stillen
warten
auf den Laut
des neuen Morgens
Vergebens
Die Engel haben
keine Flügel mehr
Und wenn der Wind
in den Bäumen wühlt
und die Wolken
ihr Grau sammeln
begleiten
die Melodien meiner Exile
den Hall
meiner Schritte

Sie trieben meine Schwester

Es treibt der Wind
die welken Blätter
Rost und Wein und Ähren

Rost
an der Tür meiner Schwester
Wein
in den Kelchen der Häscher
Gold
in den Ähren des Herbstes

Es treibt der Wind
die toten Blätter
Es treibt der Wind
den Sand der Wüsten
Rauch und Schutt und Asche

Es sterben die Ähren
unter ihren Stiefeln
es sterben Blumen und Blüten

Sie trieben meine Schwester

(In Memoriam Selma Meerbaum-Eisinger)

Ich sehne mich

Ich sehne mich
Nach allen Wäldern der Welt
Nach allen Bäumen
Nach allen Städten der Welt
Nach allen Strassen
Nach allen Häusern
Die ich fliehen werde
zurück
heim.

Czernowitz

Leblos weiß
wie eine alte Mutter
die Stadt
dort ewigkeitsfern

Erkaltete Tränen
hängen
über ergrauten Leuchtern
am verlassenen Tisch

Tote Flamme
fremder Abend
vergangenheitslila
von dort bis heute

Es sprach mich an

Es sprach
Mich an der Tag
Er wollte wissen
Wer ich sei

Manchmal
Bin ich ein Name
Manchmal eine Schale
Leer
Und blaß

Manchmal bin ich ein Schatten
Ungreifbar
Im Ungreifbaren

Manchmal
Bin
Ich
Ich

Die Schale zerbrach

Die Schale zerbrach
Das Klirren verfängt sich
In den Falten

Der Stille
Und die Waage kommt
In das Zeichen Schuld
Das Gestern liegt in Scherben
Glitzerbunt verloren
Ich sammle sie
In meine Urnen.

KEREN, ELSE

geb. Schächter; geb. 15. August 1924 in Czernowitz, Freitod am 29. Mai 1995 in Israel.
Schriftstellerin, Malerin und Lyrikerin.

Stammt aus einer deutsch-jüdischen Familie. Bildet sich im Selbststudium. Schreibt Gedichte seit der frühesten Jugend. Geht 1945 nach Bukarest, 1947 nach Paris, wo sie Sprachen studiert, malt und zeichnet. 1949 reist sie nach Israel und entschließt sich zu bleiben. Lehrerin für Englisch und Französisch. Später Malerin und Kunsthandwerkerin. Ab 1979 als Autorin tätig, veröffentlicht regelmäßig in verschiedenen Zeitungen.

Ihre Texte, die sie 1983 im Lyrikband ... dann ging ich über den Pont des Arts sowie in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht, faszinieren durch die Intensität des lyrischen Ausdrucks, vermitteln aber auch bedrohte Bewusstseinszustände, die durch die Shoah geprägt sind.

Während des Golfkrieges 1991, der bei ihr die Erinnerung an die Verfolgung in der Bukowina wachruft und sie seelisch stark belastet, verfasst sie ein literarisches Tagebuch und Gedichte (unveröffentlicht).

KOENIG, ALMA JOHANNA
1887-1942

Doch denk ich nie, du könntest mich verlassen.
Ich traue in Tränen dir wie einst im Glücke,
denn ein Gefühl wie dies – kann nicht verblassen.

Und baut uns Gott die Regenbogenbrücke,
wird uns das Wiedersehen zusammenpassen
wie eines Ringes entzweigespungne Stücke.

Spruch

Meine arme Leier hat nur drei Saiten:
Gott, meine Liebe und dich.
So gibt die Meise in Frühlingszeiten
nur immer drei rufende Töne von sich.

Du bist auf Erden mein ganzes Entzücken
und wirst mein Fürsprecher im Himmel sein.
Und weil mich der Liebe Dornen schmücken
und weil du Ihn bittest – wird Gott verzeihn.

Vergeltung

Meine Kindheit war wie ein schwarzer Gang.
durch den ich gehetzt entlief.
Ich rannte die modrigen Mauern entlang
und ich weinte vor Angst und rief: ...

Meine Jugend war wie ein tiefer Schacht,
drin der Tag wie ein Stein versank.
Ich ging durch die Gassen in flammender Nacht
und ferne verhallte Gesang ...

Meine Reife ist knirschendes Mühlendrehn,
das die kärgliche Brotfrucht mahlt.
Doch als ich nur einmal dich lächeln gesehn,
war alles schon überzahlt ...

Gebet

Laß mich Vergängliches verwinden, Herr.
Laß mich den Geist und Deine Güte finden, Herr.
Laß Licht mich tragen zu den Blinden, Herr.

Laß Rosen aufglühn aus den Wunden, Herr,
Verzicht erblühn aus schweren Stunden, Herr,
der Ewigkeit und Dir verbunden, Herr.
Laß Hoffnung finden, die da knieen, Herr,
so wie Du mir die Hoffnung hast geliehen, Herr,
und mich gesegnet hast – und mir verziehen, Herr.

Credo

Es ist mein Amt nicht zu vermaledei'n,
Zum Trost berufen, aber nicht zum Fluche,
ist es mein armes Teil, wenn ich versuche,
im allerengsten Rahmen gut zu sein.

Was auch an Leiden die Geschichte buche,
den großen Sündern möge Gott verzeih'n. –
Ich zeichne an des Bildes Rand mich ein,
mit seinem Inhalt stumm im Widerspruche.

Denn wie der Sperling ohne Unterlaß
Im Abfall pickend seine Nahrung findet,
so such' auch ich in einer Welt voll Haß

nach Liebe, die uns tiefgeheim verbindet.
Und davon leb' ich, – mich erhält nur das:
Ich liebe, – und wer liebt, der überwindet.

HERZ ohne Heimat, ist dies zu ertragen?
Kein Ohr bereit, der Klage sich zu neigen,
nur immer übervollen Herzens schweigen
und Klagen hören, fremde, eitle Klagen. –

Erlöschen sehen in den fremden Blicken,
sobald man Mund zu sein wagt und nicht Ohr;
da schweigt die bitt're Lippe wie zuvor,
das Herz scheint im Verschweigen zu ersticken.

Mund, der nur tröstet und den Gram verschweigt,
der allen Gram der Andern übersteigt, –
Herz, das nur Andern Mitleidstränen weint,

vom eig'nen Leide tränenlos versteint!

Trüg' ich die Lasten mir noch zugelegt,
wär' nicht ein Engel da, der mit mir trägt?

KOENIG, ALMA JOHANNA

Pseudonym: Johannes Herdan; geb. 18. August 1887 in Prag, ermordet im Getto von Minsk, wahrscheinlich Mai/Juni 1942. Österreichische Schriftstellerin und Lyrikerin.

Stammt aus einer wohlhabenden, zum Katholizismus konvertierten jüdischen Offiziersfamilie. 1888 Übersiedlung der Familie nach Wien. Wird katholisch getauft. Verdankt ihre Bildung hauptsächlich dem autodidaktischen Studium. Veröffentlicht ihre ersten Gedichte unter ihrem Pseudonym. Pfl egt ihre kranke, tyrannische und fordernde Mutter bis zu deren Tod 1913. Widmet sich dann dem Schreiben. 1918 erscheint ihr erster Gedichtband Die Windbraut. Nach dem Tod des Vaters 1919 ist sie frei und finanziell unabhängig. 1921 heiratet sie den mittellosen, elf Jahre jüngeren österreichischen Freiherrn von Ehrenfels, einen Spieler. Die Liebe führt sie zu ihrem ersten Roman Der heilige Palast (1922). Dieser bringt ihr Erfolg und erregt Aufsehen wegen seines erotischen Inhalts.

Ab 1925 lebt sie mit ihrem Mann in Algier, wo sie u.a. den autobiografisch geprägten, psychologischen und zeitkritischen Gesellschaftsroman Leidenschaft in Algier verfasst. Auch eine Reihe von Liebesgedichten entstehen in dieser Zeit. 1930 trennt sie sich von Ehrenfels und kehrt, fast mittellos, nach Wien zurück. Sie publiziert noch einige Skizzen und Feuilletons und hält literaturgeschichtliche Vorträge. Lernt 1933 den 27 Jahre jüngeren, aus Galizien stammenden Oskar Jan Tauschinski kennen, mit dem sie bis zu ihrem Abtransport 1942 eine innige Freundschaft verbindet. Sonette für Jan, intime Zeugnisse ihrer tragischen Liebe, zeigen diese Freundschaft am Rande des Abgrunds.

Nach der Besetzung Österreichs wird sie als Staatsbürgerin und Autorin aus rassistischen Gründen entrechtet, aus ihrer Wohnung vertrieben und zum mehrfachen Umzug in Massenquartiere gezwungen. Bemühungen einer Ausreise nach Frankreich scheitern. Erhält auch kein Visum für Amerika. Seit 1941 schreibt sie unter widrigsten Umständen an ihrem großen Roman über den jungen Kaiser Nero, Der jugendliche Gott. Tauschinski ist für sie Lektor, Kritiker, Zuhörer und sicherlich auch Inspirator.

Im Mai 1942 beendet sie das Manuskript zu ihrem wichtigsten Werk, welches gleichzeitig ihr literarisches Vermächtnis ist. Aus dem Sammellager gelingt es ihr, ihrem Freund und Gefährten in der Not Briefe zukommen zu lassen: „Mein Junge! Im Wirbel von rasenden Menschen völlig ruhig ... Ich fühle Gottes Willen, und freudig will ich, dass er geschehe ... Meine einzige Sorge bist Du. Dir alles, was ich an Liebe habe! Ich habe mich nie so gefunden wie jetzt.“ (Aus: Strohmeyr, Armin: Verlorene Generation, S. 299).

Ihr letztes Lebenszeichen, das vor dem Abtransport aus dem Gefängnis zu ihren Freunden gelangt: „Ich will versuchen, aufrecht in meine Zukunft zu gehen, die so schwarz ist wie jenes Tor, in das die trauernden Gestalten des Christinnendenkmals in der Augustinerkirche eingehen (...) Ich bin glücklich, daß Gott mich mein Golgatha allein durchleiden läßt und daß ich niemandem schade. Denkt an mich nicht anders als an einen Soldaten, der ins Feld zieht. Ich fühle Gottes Willen und freudig will ich, daß er geschehe. Ich grüße alle, die an mich denken. Ich liebe Euch und danke Euch für alles. - Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar stärkt.“ (Aus: Gollwitzer, Helmut u.a. (Hrsg.): Du hast mich heimgesucht bei Nacht. Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933-1945. München 1954, S. 381).

Am 27. Mai 1942 wird sie nach Minsk deportiert. Dort verliert sich ihre Spur.

KOLLISCH, MARGARETE
1893-1979

Nachbarlich

Ich trat aus dem Haus.
Die erste Nachbarin hielt mich an,
fragte: „Wie geht’s?“,
sprach vom Wetter,
ihren Gliederschmerzen,
dem Einbruch im Nebenhaus,
dem letzten Skandal.

Die nächste sagte dasselbe.
Ich nickte wieder,
machte das richtige Gesicht,
murmelte: „Schrecklich“,
war froh, wenn sie mich losließ.
Der übernächsten wich ich schon aus.

Ich war eine schlechte Nachbarin,
merkte mir keine Vornamen,
verwechselte die Hausnummer,
sogar meine eigene,
probierte meinen Schlüssel
an der falschen Haustür.

Was riefen die Nachbarinnen
hinter mir her?
„Lauf nicht, laß dir doch Zeit!“
Sprach die eine zur andern:
„Schade!
Fremd, aber anständig –
hochanständig, aber keine von uns.“

Schade?

Die hellen Tage

Das sind die hellen Tage.
Kein Vogelruf verklingt im Grünen,
Den ich nicht längst in meiner Seele trage.
Lichter huschen wie goldene Bienen
Dort im regen Gezweige,
Daran die braunen Knospen sich runden.

Kein Werden, das ich nicht heimlich empfunden,
Wenn ich mich langsam zur Erde neige,
Weil sie allgütig ist, weil sie mich trägt.
Kein Ton verströmt umsonst, kein Tropfen schlägt
Hernieder, der nicht wieder aufwärts triebe,
Kein Blatt verweht, das nicht zur Heimat findet,
Kein Staubkorn löst sich, das nicht andre bindet,
Kein Atemzug vergebens:
O des Lebens
Unendliche Liebe!
Das sind die hellen Tage,
Da ich selig zur Erde reiche.
Ich bin die gleiche,
Bin Staub und Kraft.
Sonne will mich durchglühen,
Daß ich in Demut sie wiedergebe,
Um die Locken hab' ich den Wind gerafft,
Heilig fühl' ich ein großes Blühen
Aufflammen – und erbebe:
Ich l e b e.

Jemand zerbrach mir den Spiegel

REQUIEM

Auf glühendem Wüstensand, ausgedörrt und verschmachtet,
In eisigen Wäldern, selber zu Eis erstarrt,
Unter Schutt und Trümmern begraben, vom Grauen umnachtet.
Aus den Lüften herabgeschossen, vom Irrsinn genarrt,
Auf dem Meeresgrund faulend zwischen Algengestrüpp und Korallen –,
Alle sind sie „auf dem Felde der Ehre“ gefallen“,
Zur Schande dem Lande, das sie entsandt,
Von Geist und Menschentum abgewandt,
Zur Schande der Zeit,
Die deinen heiligen Namen entweiht.

Du aber, der du in Liebe waltest,
Der du das ewige Leben gestaltetest,
Du läßt es geschehen,
Daß deine Werke jammervoll untergehen,
Daß die Blutschuld, die du verboten,
Sühnopfer ward und grausige Heldentat,
Bis endlich der Tag des Gerichtes naht
Und sie alle als Zeugen auferstehen,
Ein jeder gegen sein eigenes Land,
Die Toten.

Wiener Empfang der Anthologie
Österreichisches aus Amerika
(März 1974)

Ein alter Wiener, der das Büchlein las
und der mit Fleiss Vergangenes vergass,
war sehr verwundert, dass wir ungebrochen
noch besser sprachen, als er je gesprochen.

Ein junger Wiener rümpfte seine Nas':
„Es war amol, ist ein verbrauchtes Gspass.
Was wissen die von unseren Problemen?
Amerika, sei stad, du kannst di schämen.“

Der Alte möchte schrei'n: „Geht's auss, rrraus!“
Der Junge schickt uns ins Versorgungshaus.
Wir aber denken uns: „Geschamster Diener!
Wir Emigrierten sind die bessern Wiener.“

KOLLISCH, MARGARETE

geb. Holler; geb. 9. Dezember 1893 in Wien, gest. 11. Oktober 1979 in New York.

Österreichische Lyrikerin, Erzählerin und Übersetzerin.

Studiert Neuere Philologie in Wien und arbeitet ab 1917 als Sprachlehrerin und Journalistin. Heiratet 1923 den Architekten Otto Kollisch. Erste literarische Arbeiten erscheinen in Zeitschriften und Anthologien. 1939 kommen ihre drei Kinder mit einem Kindertransport nach England. Im selben Jahr flüchten die Eltern nach Amerika, die Kinder folgen. Arbeitet zunächst als Sekretärin und gibt Sprachstunden. Lässt sich dann als Heilmasseurin ausbilden und arbeitet 25 Jahre in diesem Beruf. Ihre ersten Gedichtbände werden erst nach 1960 publiziert.

KOLMAR, GERTRUD
1894-1943

Abschied

Nach Osten send ich mein Gesicht:
Ich will es von mir tun.
Es soll dort drüben sein im Licht,
Ein wenig auszuruhn
Von meinem Blick auf diese Welt,
Von meinem Blick auf mich,
Die plumpe Mauer Täglich Geld,
Das Treibrad Sputedich.

Sie trägt, die Welt in Rot und Grau
Durch Jammerschutt und Qualm
Die Auserwählten, Tropfentau
An einem Weizenhalm.
Ein glitzernd rascher Lebenslauf,
Ein Schütteln großer Hand:
Die einen fraß der Mittag auf,
Die andern schluckt der Sand.

Drum werd ich fröhlich sein und still,
Wenn ich mein Soll getan;
In tausend kleinen Wassern will
Ich rinnen mit dem Schwan,
Der ohne Rede noch Getön
Und ohne Denken wohl
Ein Tier, das stumm, ein Tier, das schön,
Kein Geist und kein Symbol.

Und wenn ich dann nur leiser Schlag
An blasse Küsten bin,
So roll ich frühen Wintertag,
Den silbern kühlen Sarkophag
Des ewigen Todes hin,
Darin mein Antlitz dünn und leicht
Wie Spinnewebe steht,
Ein wenig um die Winkel streicht,
Ein wenig flattert, lächelnd bleicht
Und ohne Qual verweht.

Nachruf

Ich werde sterben, wie die Vielen sterben;
Durch dieses Leben wird die Harke gehn
Und meinen Namen in die Scholle kerben.
Ich werde leicht und still und ohne Erben
Mit müden Augen kahle Wolken sehn,

Den Kopf so neigen, so die Arme strecken
Und tot sein, ganz vergangen sein, ein Nichts.
Und Bettler klammern noch die Wanderstecken
Wie Zauberruten, stehn an Straßenecken,
In leerem Hut das Gold des Abendlichts,

Das ihre magren Finger doch nicht halten,
Dafür der Händler nie Kartoffeln tauscht.
Ich aber liege satt und warm im Kalten,
Und Zorn und Gram und Lust und Händefalten
Sind Meer, davon die große Muschel rauscht ...

Ich war. Und werde Staub, den Füße trampeln.
Ich weiß es. Ihr. Ihr starbet lang und seid.
Die Krämer rechnen und die Narren hampeln;
Ihr wartet schweigend unter roten Äpfeln
So sanft und unerbittlich wie das Leid,

Den Arm noch festgeschnallt am Henkerkarren,
Und einem strahlt das Messer in der Brust.
Da raffen Diebe, und da peitschen Narren,
Und ich bin Staub, den tausend Füße scharren,
Ich bin – und habe doch von euch gewusst

Und hab auf diesem Antlitz euch getragen;
Der schwache Spiegel ward es, der euch fing,
Der hingestürzt, erblindet und zerschlagen.
Ach ich. Was bin ich euren ewigen Tagen
Als Blick, als Sandkorn, rinnend und gering?

Die weiche Krume Lehm, die ihr geknetet
Und noch zur Form mit harten Händen zwingt.
Ihr. Die ihr ernst aus euren Nischen tretet,
Was wißt ihr von dem Herzen, das euch betet,
Was von dem Mund, der eure Glorie singt?

Die Dichterin

Du hältst mich in den Händen ganz und gar.

Mein Herz wie eines kleinen Vogels schlägt
In deiner Faust. Der du dies liest, gib acht;
Denn sieh, du blätterst einen Menschen um.
Doch ist es dir aus Pappe nur gemacht.

Aus Druckpapier und Leim, so bleibt es stumm
Und trifft dich nicht mit seinem großen Blick,
Der aus den schwarzen Zeichen suchend schaut,
Und ist ein Ding und hat ein Dinggeschick.

Und ward verschleiert doch gleich einer Braut,
Und ward geschmückt, daß du es lieben magst,
Und bittet schüchtern, daß du deinen Sinn
Aus Gleichmut und Gewöhnung einmal jagst,

Und bebt und weiß und flüstert vor sich hin:
„Dies wird nicht sein.“ Und nickt dir lächelnd zu.
Wer sollte hoffen wenn nicht eine Frau?
Ihr ganzes Treiben ist ein einzig: „Du ...“

Mit schwarzen Blumen, mit gemalter Brau,
Mit Silberketten, Seiden, blaubesternt.
Sie wußte manches Schöneres als Kind
Und hat das schönere andre Wort verlernt. –

Der Mann ist so viel klüger, als wir sind.
In seinem Reden unterhält er sich
Mit Tod und Frühling, Eisenwerk und Zeit;
Ich sage: „Du ...“ und immer: „Du und ich.“

Und dieses Buch ist eines Mädchens Kleid,
Das reich und rot sein mag und ärmlich fahl,
Und immer unter lieben Finger nur
Zerknittern dulden will, Befleckung, Mal.

So steh ich weisend, was mir widerfuhr;
Denn harte Lauge hat es wohl gebleicht,
Doch keine hat es gänzlich ausgespült.
So ruf ich dich. Mein Ruf ist dünn und leicht.

Du hörst, was spricht. Vernimmst du auch, was fühlt?

Die Tage

Die Tage suchen einsam ihre Stühle
Und sitzen nieder ohne Blick und Wort.
Der Abend weht. Sie schauern in der Kühle,
Verhüllen sich, stehn auf und schreiten fort.

Doch mancher war, der nicht gelassen blieb,
Der lachend, weinend durch die Stunden tollte,
Mich unbedacht in Gram und Jauchzen trieb
Und zuckend festhielt, als er wandern sollte.

Nur einer kam – im Kleid wie Gras und Sand –
Er trällerte ein rotes Liebeslied,
Nahm, da es Zeit war, lächelnd meine Hand
Und legt' ein kleines Licht hinein und schied.

KOLMAR, GERTRUD

Pseudonym für Gertrud Käthe Chodziesner; geb. 10. Dezember 1894 in Berlin, vermutlich Anfang März 1943 in Auschwitz ermordet. Lyrikerin und Erzählerin.

Die Tochter eines bekannten Strafverteidigers besucht von 1901 bis 1904 die Volksschule und anschließend die Höhere Mädchenschule in Berlin. Von 1911 bis 1912 Besuch einer landwirtschaftlichen Frauenschule bei Leipzig. 1914 in einem Kindergarten tätig. Dann Ausbildung als Sprachlehrerin und Dolmetscherin mit Diplom für Englisch und Französisch. 1917 debütiert sie mit einem Gedichtband.

Während des Krieges als Briefzensorin eingesetzt, ist sie von 1918 bis 1927 als Erzieherin in Privat-häusern tätig. Pflegt nebenher ihre Mutter bis zu deren Tod 1930. Lernt außerdem Spanisch, Flämisch und Hebräisch. Emigriert als einzige der vier Geschwister nicht, da sie ihrem Vater bis zu dessen Deportation 1941 den Haushalt führt und ihn nicht im Stich lassen will. Ihr letzter Gedichtband *Die Frau und die Tiere* wird von den Nationalsozialisten 1938 eingestampft. Sie selbst wird 1941 als Zwangsarbeiterin in Berlin verpflichtet und kann nur in den wenigen Stunden ihres eingesperrten Daseins an ihrem lyrischen Werk arbeiten. Im Laufe der sogenannten „Fabrikaktion“ wird sie am 27. Februar 1943 verhaftet und am 2. März 1943 nach Auschwitz verschleppt.

Gertrud Kolmar, die zu Lebzeiten relativ wenig veröffentlicht hat, gilt heute als eine der bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts. Nach eher konventionellen Anfängen findet sie in ihren Gedichten vor allem ab Ende der Zwanzigerjahre zu einem eigenen, unverkennbaren Ton. Ihre Gedichte spiegeln Einsamkeit und Trauer, rückhaltlose Ergriffenheit, geprägt von großer sprachlicher Virtuosität und strengem Formbewusstsein wieder.

Zwei Monate vor ihrem Tod legt sie ein erschütterndes Bekenntnis ab: „So will ich auch unter mein Schicksal treten ... Wenn ich es schon nicht kenne: Ich habe es im voraus bejaht, mich ihm im vo-raus gestellt, und damit weiß ich, daß es mich nicht erdrücken wird“ (Aus: Freiburger Rundbrief, Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung, Jahrgang XXXIV 1982,

Nummer 129/132, S. 30).

KRAKAUER, TRUDE
1902-1995

Ballade vom Niewiederland

Wer seinen Weg im Niewiederland sucht,
der kommt nirgends an und kehrt nimmermehr heim;
er geht nur und geht, um zu gehen.

Er geht durch die Straßen der Nimmermehrstadt,
da stehen vor den Türen und nicken ihm zu
die kleinen, vergessenen Freuden.

Und jede begrüßt er gerührt und beglückt
und jede hält heimlich das Messer gezückt
und stößt es ihm mitten ins Herz.

Wer seines Wegs im Niewiederland geht,
der weiß es kaum, daß er das Messerlein sucht.
Er geht nur und geht, um zu gehen.

Dem toten Bruder

Ich sehe dich und Mutter immer so:
ihr fahrt in einem Boote, nah dem Strand,
du hältst den Blick dem Meere zugewandt,
Dem grauen, grenzenlosen nirgendwo.
Doch Mutter blickt noch manchmal zu uns her,
nur uns zu hören ist sie viel zu weit,
Sie sitzt bei dir in ihrem schwarzen Kleid
Und unser Flehen überschweigt das Meer.

Luftwurzeln

Ich hab meinen Halt in der Erde verloren.
Luftwurzeln treib ich, blasse Gedichte,
die zittern und schwanken und tasten ins Leere.

Du standest am Fenster,
der Wind trug den Grashauch der Berge herüber.
Du sagtest: „Wie köstlich die Luft ist!“

Nun suchen die bebenden Wurzeln vergebens
Die Luft, die so gut war.

KRAKAUER, TRUDE

eigentlich Gertrud Krakauer, geb. Keller; geb. 30. Mai 1902 in Wien, gest. 25. Dezember 1995 in Bogotá.

Österreichische Schriftstellerin.

Der Vater, jüdischer Kinderarzt, konvertiert zum evangelischen Glauben. Sie besucht in Wien das Realgymnasium und engagiert sich in der sozialistischen Jugendbewegung. Beginnt ein Medizinstudium. Nach vier Semestern Wechsel zum Studium der Staatswissenschaften, bleibt ohne Abschluss. Arbeitet nunmehr als Sekretärin. Beginnt in dieser Zeit zu schreiben. Nach Verlust ihrer Stellung (1938) wandert sie im selben Jahr nach Kolumbien aus. Dort als Übersetzerin und Sekretärin tätig. Heiratet den Chemiker Dr. Emil Krakauer.

1952 bis 1977 Arbeit in der deutschen Handelsvertretung, später Botschaft. Übersetzt lateinamerika-nische Autoren ins Deutsche. Krakauers eigene Dichtungen und Prosa bleiben unveröffentlicht. Ein einziges Mal besucht sie Anfang der 1980er Jahre Wien.

KROMMER, ANNA

*1924

Staub von Städten

Staub von Städten ist mir noch geblieben
von den vielen Straßen, von den Träumen.
In den Augen brennt der Staub und auf den Lippen
blieb ein Nachgeschmack mir vom Versäumen.

Wo die Sterne fielen und zerstoben,
wo der Mond die blaue Achse zog,
flimmert Staub, zieht in Wolken oben,
fällt und deckt, was abbrach und betrog.

Lange war der Weg und manchmal bitter,
langsam blieb der letzte Freund zurück;
dunkel oft, und manchmal ein Gewitter
und ein kurzes Regenbogenglück.

Staub von Städten ist mir noch geblieben;
Sternenstaub – die Poesie der Straßen,
kurze Pausen, hastig fortgetrieben
ist ein großes Netz von langen Jahren.

Auf den Spuren der Toten

Horch –
das Echo der Toten
in Gebärden der Schatten.
Die Sterne verfinstern sich.

Horch –
Millionen im Haftkleid
eintönig grau gebeugt.
Das Entsetzen der Angst
in dämonischer Stille.

Horch –
Die Prozession schlurft den Marterweg –
sie trägt das Kreuz in die Arena der Qual
beim Spiel einer Todeskapelle,
der Folterer immer die Geißel schwingend.
Eine strauchelt, schwankt
bricht aus der Reihe
bis die Peitsche sie mahnt.
Wer war sie? nur ein Augenblick.

Wer war sie? Anonyme im Haftkleid.
Errate ihr Antlitz –
das Antlitz aller ...
Die Geigen die Schreie die Hunde –
rachsüchtig die Lust der Sadisten.
Und deine Stummheit – abgewandt.
Jetzt begreife ich die Identität der Nummerierten.
Wohin gingst du bei Nacht und Nebel?
Ich suchte Dich jahrelang auf den Spuren der Toten.
Es ist still geworden auf den Marterwegen.
In der Stille hallen millionenfach Schritte.
Du bist nicht zurückgekehrt.
Noch immer suche ich Dich
in der veränderten Heimat.
Traumbehängter Marktplatz.
Allegorie der Verwaisung.
Misstrauische Blicke –
sie verrieten Dich.
Alte Frauen blicken stumm –
sie wussten um Dich.
Ein Kind schwingt im Garten
die Schaukel von Gestern –
windgewiegte Zeitwaage.
Ein Bauer grüsst –
ein Bauer bezeugt es –
sie haben Dich weggebracht.
Der Wegweiser deutet
gesperrte Vergangenheit.
Der Wegweiser deutet
die Fährte nach Auschwitz.
Ich schmecke Deine Asche
ich trinke Dein Blut
wo mein Tisch gedeckt ist
in der Fremde der Heimat.
Vielleicht warst Du es –
der strauchelnde Häftling.
(Immer die Anonymität der Verdammten)
Dein Antlitz mir zugewandt
unter der Geißel des Folterers
(Immer die Reflexion der Geliebten)
Ich fand Dich
auf verödetem Weg in den Morgen.
Du trugst Dein Kreuz
in den dämmernden Tag
zur Regenbogenbrücke.
Dein Gang wurde leicht in den Winden ...

Der alte Koffer

Der alte Koffer steht noch hinterm Schrank,
Ich weiß, das er verrostet und zerfällt,
Doch ohne ihn ist mir das Zimmer bang,
Der Koffer reiste mit mir durch die Welt.

Der alte Koffer steht noch hinterm Schrank,
Er hielt mein ganzes Gut, jetzt ist er leer.
Ich öffne ihn, wird mir die Zeit zu lang,
Denn wo der Koffer herkommt, komm ich her.

Den alten Koffer brachte ich zur Tür;
Der Bursche trug ihn fort mit anderem Müll.
Und mit dem Koffer ging ein Teil von mir;
Das Zimmer wurde fremd und kalt und still.

KROMMER, ANNA

geb. 31. März 1924 in Dolny Kubin/Slowakei.

Lyrikerin, Erzählerin, Journalistin.

Aufgewachsen in Berlin, wo ihr katholischer Vater, Maler und Grafiker, in der Redaktion des sozialdemokratischen Vorwärts arbeitet. Ihre Mutter ist Jüdin. Sie wird auf Wunsch des Vaters katholisch erzogen. 1933 Flucht mit der Familie in die Tschechoslowakei. Dort im Deutschen Mädchenlyzeum in Prag. Es folgen glückliche Jahre bis März 1939, dann mit Mutter und Schwester nach England, wo sie mit dem schon früher nach Jugoslawien geflüchteten Vater wieder zusammentreffen. 1941 bis 1944 Studium an einer Kunstgewerbeschule in Guildford (Surrey), später in London. 1944/45 Abschluss des Studiums. Dann Beschäftigung als Bühnenbildnerin. 1946/47 Briefzensorin für die amerikanische Militärbehörde in Offenbach. Kurzzeitig in Frankfurt am Main. 1948 illegal nach Israel, um sich der israelischen Armee anzuschließen. Wird aber als Frau abgewiesen. Rückkehr nach Großbritannien.

Geht 1951 mit dem Vater in die USA. Im selben Jahr nochmalige Rückkehr nach Israel, um dort mit ihrem Verlobten, einem deutschen Juden, zu leben. Doch dieser stirbt bei einer Überschwemmung. Bis 1952 Aufenthalt in einem Kibbuz. In dieser Zeit entsteht ihr erster Gedichtband. Ab September 1952 wieder in Amerika, wo sie zuerst in Boston, ab 1953 in New York lebt. 1957 US-Staatsbürgerin. Ab 1962 in Washington, ab 2004 in Westchester, wo sie noch als Journalistin arbeitet. Viele Beiträge in Anthologien und Zeitschriften, so im Aufbau, Frankfurter Hefte und Washington Journal.

LANDAU, LOLA
1892-1990

Pioniere

Wir haben uns in diese Erde verkrallt,
Mit Händen und Füßen, mit Seelengewalt.
Die biblische Erde, verkrustet, uralte,
Wir brachen sie um, in neue Gestalt.

Die Erde verkrustet, scheintot, erstarrt,
Hat lange Geschlechter auf uns geharrt,
Wir rühren sie an, sie atmet und lebt.
Erlöst aus der Starre hat Erde gebebt.

Wir haben uns in unsre Erde verkrallt,
Die Füße verwurzelt, die Hände geballt.
Verschüttete Quelle brach auf durch Basalt.
Die Tiefen erstöhnen. Der Schofar erschallt.

Die Erde sei nicht mehr mit Blut getränkt.
Mit Regen und himmlischem Tau nur besprengt.
Um friedliches Feuer mit Nachbarn geschart.
Behütet die Flamme! Die Erde bewahrt!

Engel der Nacht, verleihe mir Kräfte

Engel der Nacht, verleihe mir Kräfte!
Träufle mir ein frische Lebensäfte!
Daß ich Geduld und Gleichmut bewahre,
Zu schleppen die Bürde der Altersjahre.

Wenn unter den Füßen der Boden wankt,
Vor schwindelndem Blick die Dinge verschwimmen.
Wenn zögernd und tastend der Körper schwankt,
Die Sonnenstunden zu schnell verglimmen.

Man möchte wie Kinder hüpfen und springen.
Doch schwer sind die Glieder, steif und gelähmt.
Man möchte sich in die Lüfte schwingen.
Doch kriecht man gebückt, der Körper beschämt.

Engel der Nacht, bitte lehre mich leben
Mit Alterslasten, und doch mich erheben

Von Erdschwere zu höheren Sphären.
Leihe mir Gleichmut, mich zu bewähren!
Die alte Frau

Das Leben rauscht an mir vorbei.
Getümmel. Lärm und Lustgeschrei.
Mit Klagesang und Lobgesang,
Mit Marschmusik den Weg entlang.
Geflüster Liebender in Paaren
Und Jugendtruppen, laute Scharen.
Das Leben rauscht an mir vorbei.
Ich bin weit draußen, nicht dabei.
Bin weder blind, noch bin ich taub.
Ich atme Sommerluft, nicht Staub.
Bin nicht versteinert, noch nicht kalt.
Nur alt!

Das Leben in mir rauscht und braust.
Die Seele, die im Körper haust,
Im Leib, zerknittert und verwittert,
Noch ungestüm von Leben zittert
Die Seele schön und unversehrt,
Von Altersschwere unbeschwert,
Den Erdentönen heimlich lauscht,
Dem Werdesang, der in uns rauscht.
Im Leib, dem schäbigen Gewand
Glüht das Gemüt, noch unverbrannt.

Ihr Ahnungslosen, ahnt es nicht
Schaut nur das faltige Gesicht.
Schaut nur verfallende Gestalt,
Ahnt nicht verborgene Gewalt.
Was in mir braust und saust und schallt.
Ich bin nicht alt!

Nur Tränen

Bringt keine Blumen mehr,
Nicht Kränze mehr den Toten.
Nur Tränen!
Bringt keine Worte mehr,
Nicht leere und tote Worte mehr,
Raschelndes, dürres Laub.
Nur Tränen, Tränen!
Tränen, heißes Leben, vom Salz des Schmerzes brennend

Kochende Lava, aus der Lebenstiefe.
Tränen, nur Tränen!
Feuerströme von Tränen auf deine kalte Stirn,
Dich aufzuwecken, aufzureißen aus dem Todesschlaf,
Zurück ins Leben.
Ach, du selber weinst nicht mehr, kannst nicht mehr weinen,
Erstarrt im Gletschereis der Ewigkeit.
Und dennoch lebst du in jedem Tränentropfen
In unserer Trauer weiter.
Bringt keine Blumen,
Keine Kränze mehr.
Nur Tränen!

LANDAU, LOLA

eigentlich Leonore Landau-Wegener; geb. 3. Dezember 1892 in Berlin, gest. 3. Februar 1990 in Jerusalem.

Deutsche Schriftstellerin, Journalistin und Lyrikerin.

Wächst in einer großbürgerlichen, jüdisch-assimilierten Arztfamilie auf. Besucht das Gymnasium in Berlin. Schreibt schon als Schülerin Gedichte. Ab 1909 im Internat in England. Nach einer Ausbildung zur Lehrerin in Berlin heiratet sie Dr. Siegfried Marck und lebt mit ihm in Breslau. Einige Zeit später verlässt sie mit beiden Söhnen ihren Mann und lässt sich scheiden. Heirat mit dem Dichter Armin T. Wegener. Beide unternehmen Reisen durch Europa, Nordafrika und den Vorderen Orient. Bis 1933 lebt sie als freie Schriftstellerin und Journalistin am Stechlinsee bei Berlin. 1934 wird Wegener verhaftet und inhaftiert, weil er sich wegen der Judenverfolgungen in einem Brief an Hitler gewandt hatte. Nach Trennung von Wegener, der noch in Deutschland bleibt, emigriert sie 1936 mit zwei ihrer nunmehr drei Kinder nach Palästina, wo sie als Lehrerin, Reiseführerin und freie Schriftstellerin aber auch als Küchenhilfe und Babysitterin arbeitet. Wegener, der im selben Jahr nach Palästina kommt, kann sich nicht zu einem gemeinsamen Leben entschließen und geht nach Süditalien. 1939 wird die Ehe geschieden. Sie arbeitet nunmehr in verschiedenen Berufen. Nach dem Krieg Reisen nach Europa, bei denen sie sich um ein neues Verständnis zwischen Israel und der Bundesrepublik bemüht.

Schreibt Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke und Hörspiele, findet aber erst lange nach dem Krieg Möglichkeiten, diese zu veröffentlichen.

LANGGÄSSER, ELISABETH
1899-1950

Regnerischer Sommer

Wenn das Mohnblatt niederfällt
Und die Kapsel schwarz enthält
Schwere, bodenlose
Träume, die Verdandi träumt,
Wenn das Webstück sie umsäumt –
Schlafe, meine Rose!

Schlafe in der Norne Sinn,
Die dich kennt von Anbeginn,
Aller Makel bloße.
Die dem Beifuß mächtig wehrt
Ohne Sichel, ohne Schwert:
Schlafe, meine Rose!

Schlafe, wenn der Regen rauscht
Und die Schöpfung seufzend lauscht
Ihrem Todeslose.
Äolsharfen streift der Wind,
Einst wird Orpheus dir zum Kind –
Schlafe, meine Rose!

Frühling 1946

Holde Anemone,
bist du wieder da
und erscheinst mit heller Krone
mit Geschundenem zum Lohne
wie Nausikaa?

Windbewegtes Bücken,
Woge, Schaum und Licht!
Ach, welch sphärisches Entzücken
nahm dem staubbedeckten Rücken
endlich sein Gewicht?

Aus dem Reich der Kröte
steige ich empor,
unterm Lid noch Plutons Röte
und des Totenführers Flöte

gräßlich noch im Ohr.

Sah in Gorgos Auge
eisenharten Glanz,
ausgesprühte Lügenlauge
hört' ich flüstern, daß sie taue
mich zu töten ganz.

Anemone! Küssen
laß mich dein Gesicht:
Ungespiegelt von den Flüssen
Styx und Lethe, ohne Wissen
um das Nein und Nicht.

Ohne zu verführen,
lebst und bist du da,
still mein Herz zu rühren,
ohne es zu schüren –
Kind Nausikaa!

Das fremde Angesicht

Wie ein verzücktes Wort,
das aus mir selber scholl,
warst du mir schmerzlich nah,
geheimnisvoll.

Ein Wetterleuchten floß,
und Balalaika sang,
als ich unsagbar weh,
stumm in dich drang.

Dein Mund war schwarz verbrannt,
der an der Hore hing,
das Lämpchen löschte aus,
und sie verging.

Zwischen den Jahren

Hört ihr das Kläffen der luftigen Meute?
Sausender Pfeile entzücktes Gezisch?
Duckt euch,
nicht muckt euch!

Orion trifft heute,
was nicht versteckt ist wie der Fledermaus Wisch.

Seht ihr im Äther das Heer von Geschossen,
welches beim Aufsprung wie Vögel schilp-schalpt?
Duckt euch,
nicht muckt euch!
Sie suchen den Sprossen,
den schon das fließende Baumharz gesalbt.

Hört ihr das Splittern der gläsernen Helle?
Seht ihr Titania, den Falter aus Eis?
Duckt euch,
nicht muckt euch!
Es hütet die Schwelle
jener, der blind um den Kommenden weiß.

Sahst ihr es gaukeln? Den Täuferstab lüster
hascht und verfehlet Gesell um Gesell...
Duckt euch,
nicht muckt euch!
Die Elbischen flüstern,
und aus der Tiefe her donnert ein Quell.

LANGGÄSSER, ELISABETH

verh. Hoffmann; geb. 23. Februar 1899 in Alzey, gest. 25. Juli 1950 in Karlsruhe.
Deutsche Schriftstellerin und Lyrikerin.

Der aus einer jüdischen Familie stammende Vater, ein Architekt, tritt vor seiner Heirat zum katholischen Glauben seiner Frau über. 1909, nach dem Tod des Vaters, Umzug nach Darmstadt, dort 1918 Abitur. Ausbildung zur Lehrerin, dann Dozentin für Pädagogik in Berlin. 1924 erscheint ihr erster Gedichtband Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung. 1929 Geburt ihrer Tochter Cordelia. Der Vater der Tochter ist der jüdische Staatswissenschaftler Hermann Heller. Ab 1930 Arbeit als freie Schriftstellerin und Theaterkritikerin. 1936 wird sie, weil sie die Tochter eines katholisch getauften Juden ist, aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und unterliegt damit faktisch einem Publikationsverbot, schreibt aber weiter. 1935, kurz vor dem Erlass der „Nürnberger Gesetze“ heiratet sie den Philosophen Wilhelm Hoffmann.

1944 wird sie, trotz schwerer Erkrankung, zur Fabrikarbeit dienstverpflichtet. Ihre Tochter Cordelia Edvardson, die als „Volljüdin“ gilt, wird nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz deportiert, kann aber die Lager überleben. Nach dem Krieg zieht Elisabeth Langgässer in ihre pfälzische Heimat, bis zu ihrem Lebensende unermüdlich schaffend.
Sie schreibt über Themen, die die Shoah fast immer als Hintergrund haben. Auch geht sie mit Beharrlichkeit der Macht des Bösen in der Welt nach.

LASKER-SCHÜLER, ELSE
1869-1945

Ein alter Tibetteppich

Ein alter Tibetteppich
Deine Seele, die die meine liebet,
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet.

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit,
Maschentausendabertausendweit.

Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron,
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon?

Frühling

Wir wollen wie der Mondenschein
Die stille Frühlingsnacht durchwachen,
Wir wollen wie zwei Kinder sein,
Du hüllst mich in Dein Leben ein
Und lehrst mich so, wie Du, zu lachen.

Ich sehnte mich nach Mutterlieb'
Und Vaterwort und Frühlingsspielen,
Den Fluch, der mich durch's Leben trieb,
Begann ich, da er bei mir blieb,
Wie einen treuen Freund zu lieben.

Nun blühn die Bäume seidenfein
Und Liebe duftet von den Zweigen.
Du mußt mir Mutter und Vater sein
Und Frühlingsspiel und Schätzelein!
– – Und ganz mein Eigen...

Mutter

Ein weißer Stern singt ein Totenlied
In der Julinacht,
Wie Sterbegeläut in der Julinacht.
Und auf dem Dach die Wolkenhand,
Die streifende feuchte Schattenhand
Sucht nach meiner Mutter.
Ich fühle mein nacktes Leben,
Es stößt sich ab vom Mutterland,
So nackt war nie mein Leben,
So in die Zeit gegeben,
Als ob ich abgeblüht
Hinter des Tages Ende,
Versunken
Zwischen weiten Nächten stände,
Von Einsamkeiten gefangen.
Ach Gott! Mein wildes Kindesweh!
...Meine Mutter ist heimgegangen.

Mein blaues Klavier

Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note

Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.

Es spielen Sternenhände vier
– Die Mondfrau sang im Boote –
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.

Zerbrochen ist die Klaviatur
Ich beweine die blaue Tote.

Ach liebe Engel öffnet mir
– Ich aß vom bitteren Brote –
Mir lebend schon die Himmelstür –
Auch wider dem Verbote.

Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen –
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

Ich weiß

Ich weiß, das ich bald sterben muß
Es leuchten doch alle Bäume
Nach langersehntem Julikuß –

Fahl werden meine Träume –
Nie dichtete ich einen trüberen Schluß
In den Büchern meiner Reime.

Eine Blume brichst du mir zum Gruß –
Ich liebte sie schon im Keime.
Doch ich weiß, dass ich bald sterben muß.

Mein Odem schwebt über Gottes Fluß –
Ich setze leise meinen Fuß
Auf den Pfad zum ewigen Heime.

LASKER-SCHÜLER, ELSE

eigentlich Elisabeth; geb. 11. Februar 1869 in Elberfeld, gest. 22. Januar 1945 in Jerusalem. Expressionistische Lyrikerin, Dramatikerin, Erzählerin und Zeichnerin. Stammt aus einem wohlbehüteten und begüterten Bankiershaus. Der Antisemitismus in ihrer Heimatstadt belastet sie sehr, obwohl im Elternhaus nur eine lose Bindung an die jüdische Tradition besteht. Besucht ein Lyzeum. Ab 1880 erhält sie krankheitshalber Privatunterricht. Heiratet 1894 den Arzt Dr. Berthold Lasker und geht nach Berlin. Dort arbeitet sie an ihrer zeichnerischen Ausbildung in einem eigenem Atelier im Tiergarten. Es erscheinen die ersten Gedichte. 1903 kommt es zur Scheidung von B. Lasker und gleich darauf zu einer neuen

Eheschließung mit dem bedeutend jüngeren Schriftsteller Georg Lewin, den sie in Herwarth Walden umtauft, dem späteren Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift *Der Sturm*. Diese Ehe wird 1912 geschieden. Von nun an lebt sie nie mehr in einer richtigen Wohnung, möblierte Zimmer werden ihr Zuhause.

1902 erscheint ihr erster Gedichtband *Styx*. Mit dem Gedichtband *Meine Wunder* (1911) wird Lasker-Schüler zur führenden deutschen Expressionistin. Nach der Scheidung von Herwarth Walden (1912) lebt sie ohne eigenes Einkommen von der Unterstützung durch Freunde, insbesondere von Karl Kraus. 1912 begegnet Else Lasker-Schüler Gottfried Benn. Es entwickelt sich eine intensive Freundschaft, die sich literarisch in einer großen Zahl Benn gewidmeter Liebesgedichte niederschlägt. Für Benn ist sie „die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte.“ (Aus: G. Benn: *Gesammelte Werke in acht Bänden*. Hrsg. von Dieter Wellershoff, Wiesbaden 1968, Bd. 4, S. 77).

Ihr Theaterstück *Arthur Aronymus und seine Väter*, das 1933 im Berliner Schillertheater kurz vor der Generalprobe steht, wird von den Nationalsozialisten vom Spielplan genommen. In diesem Stück hat die hellsichtige Dichterin die Judenverfolgung vorweggenommen:

„Unsere Töchter wird man verbrennen auf Scheiterhaufen
Nach mittelalterlichem Vorbild!
Der Hexenglaube ist auferstanden
Aus dem Schutt der Jahrhunderte.
Die Flamme wird unsere unschuldigen jüdischen Schwestern verzehren...“

Nach tätlichen Angriffen junger Nationalsozialisten auf sie emigriert sie am 19. April 1933 in die Schweiz, erhält dort jedoch Arbeitsverbot. Auch ihre Aufenthaltsbewilligung wird ihr immer nur zwei-, dreimonatsweise verlängert. Sie lebt dort unter schwierigsten finanziellen Verhältnissen. Von Zürich aus unternimmt sie 1934, 1937 und 1939 drei Reisen nach Palästina. Die dritte Rückkehr in die Schweiz verweigern die Schweizer Behörden mit dem Argument der Überfremdung und aus „vorsorglich armenpolizeilichen Gründen.“ Trotz Fürsprecher und Unterstützer weigert sich ihr früheres Gastland, sie aufzunehmen. So entschließt sie sich, auch wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges, in Jerusalem zu bleiben. Immerhin wird sie von der Jewish Agency und Freunden finanziell unterstützt. Im fortgeschrittenen Alter entstehen 1943 in Jerusalem ihre letzten Gedichte unter dem Titel *Mein blaues Klavier*, ihr sicherlich schönster Gedichtband.

1944 erkrankt sie, leidet an Heimweh und Einsamkeit. Nach einem Herzanfall stirbt „Prinz Jussuf“, ihr Alter Ego, verarmt in Jerusalem. „Kein Wort des Zornes, nur das einer tödlich verletzten und dennoch treuen versöhnungsbereiten Liebe.“ (Zitat aus: Röttger, Thilo (Hrsg.): *Die Stimme Israels*, S. 42). Sie ist auf dem Ölberg in Jerusalem begraben.

Else Lasker-Schüler, die ein unstetes Bohemienleben führte, hinterlässt ein umfangreiches lyrisches Werk, drei Dramen, als Prosawerke kürzere Skizzen und Erzählungen sowie Briefe und Dokumente und zahlreiche Zeichnungen, die zum Umfeld von Jugendstil, Expressionismus, Futurismus und Dada gehören.

In ihrem Werk nimmt Liebeslyrik einen breiten Raum ein, aber daneben finden sich tief religiöse Gedichte, fast Gebete. Vor allem das spätere Werk ist reich an biblischen und orientalischen Motiven. Lasker-Schüler geht sehr frei mit den äußeren Regeln poetischer Form um, dabei gelingen ihr aber Werke von großer innerer Andacht. Egal, ob es die Bäume des Kurfürstendamms oder die Palmen von Palästina sind, alle zeigen sie die „Sterne der ganzen Welt.“

Ein hervorragendes Beispiel ihrer Dichtkunst ist *Ein alter Tibetteppich*, ein Gedicht, das nach

seiner Erstveröffentlichung im Sturm viele Nachdrucke erfahren hat, den ersten davon in der Fackel von Karl Kraus.

LEICHTER, KÄTHE

1895-1942

An meine Brüder

Bruder, schreckst auch du des Nachts empor aus wirren Träumen,
sind es Bilder, tags bewußt, die dir nachts den Schlaf umsäumen?
Warst du heute nacht bei Weib und Kind?
Ich war bei meinen Kindern. Deckte beide zu und sprach:
„Mutter kommt bald, brav sein und nicht weinen!“
Die Lampe warf ihr Licht auf Buch und Sofaecke,
wir saßen still, mein Mann und ich, nichts, daß nichts die Kinder wecke.
Da schreckt' ich auf. Fahl schien der Mond auf eiserne Gestelle.
Und da lieg ich unter vielen und doch so einsam und so kalt.
Ich in Ravensbrück, du in Sachsenhausen, in Dachau oder in Buchenwald.

Bruder, stehst du des Morgens frierend beim Appell?
Wir stehen stumm in Zehnerreihen, im Osten wird es langsam hell,
Steil ragt der Wald, wir atmen Luft in vollen Zügen,
Kräfte zu sammeln für den schweren Tag,
denn keiner von uns darf, will je unterliegen.
Da flammt's im Osten seltsam auf, als stünde die Welt in Flammen.
Wir nehmen es als gutes Zeichen. Bricht wirklich bald alles zusammen?
Und dann stehen wir stumm, nur die Fäuste geballt,
ich in Ravensbrück, du in Sachsenhausen, in Dachau oder in Buchenwald.

Bruder, stehst du auch des Tags mit der Schaufel in der Hand,
wird es nicht Mittag? Nimmt denn kein End' der Sand?
Oder schleppst auch du wie ich große, schwere Steine?
Schmerzt auch dich der Rücken, brennen die Beine?
Sieh, du bist doch ein Mann, gewohnt an's harte Schlagen,
ich bin schwächer und mein Leib hat schon Kinder getragen.
Wie denkst du über unsrer Kinder Leben?
Werden Schläge, Strafblock, stets als Drohung schweben?
Und dann geht es weiter doch, im Herzen Hoffnung und Halt:
Ich in Ravensbrück, du in Sachsenhausen, in Dachau oder in Buchenwald.

Oh, Bruder, einmal kommt der Morgen, wo uns kein Appell mehr hält!
Wo weit offen die Tore, und vor uns liegt die große, die freie Welt.
Und dann werden wir KZler auf der breiten Straße wandern.
Doch auf uns warten noch die andern.
Und wer uns sieht, sieht die Furchen, die das Leid uns in das Antlitz geschrieben,
sieht Spuren von Körper- und Seelenqualen, die uns ein bleibendes Mal geblieben.
Und wer uns sieht, sieht den Zorn, der hell in unseren Augen blitzt,
sieht den jauchzenden Freiheitsjubel, der ganz unsere Herzen besitzt.
Und dann reihen wir uns ein in die letzte große Kolonne,

dann heißt es zum letzten Male: Vorwärts marsch!
Und jetzt führt der Weg zum Licht und zur Sonne.
Oh, Bruder, siehst Du gleich mir diesen Tag, du mußt doch denken:
Er kommt bald!
Und dann ziehen wir aus Ravensbrück, aus Sachsenhausen, aus Dachau und aus Buchenwald.

LEICHTER, KÄTHE

geb. als Marianne Katharina Pick; geb. 20. August 1895 in Wien, ermordet am 17. März 1942 in Bernburg/Saale. Österreichische sozialistische Gewerkschafterin, Autorin zahlreicher sozialwissenschaftlicher Werke. Nur gelegentlich Lyrikerin.

Die Tochter eines Rechtsanwaltes besucht in Wien das Beamtentöchter-Lyzeum. Er kämpft sich 1914 durch eine Klage die Zulassung zum Studium der Staatswissenschaften an der Universität in Wien. Nachdem ihr die Abschlussprüfungen in Wien verweigert werden, übersiedelt sie nach Heidelberg. Während des Ersten Weltkrieges ist sie aktive Pazifistin, was am 26. Dezember 1917 zu einem Einreiseverbot nach Deutschland für die Dauer des Krieges führt. Mit einer Sondergenehmigung „zwecks Ablegung der nationalökonomischen Doktorprüfung“ promoviert Käthe Leichter am 24. Juli 1918 mit Auszeichnung bei Max Weber in Heidelberg.

Nach ihrer Rückkehr nach Wien als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Staatskommission für Sozialisierung tätig. 1921 Heirat mit dem Journalisten Dr. Otto Leichter.

Ab 1925 übernimmt sie den Aufbau des Frauenreferats in der Wiener Arbeiterkammer. Zahlreiche Veröffentlichungen zeigen ihr sozialpolitisches Engagement. 1934, nach der Zerschlagung der Sozialdemokratie durch die Regierung Dollfuß, flüchtet sie mit ihrem Mann und beiden Söhnen in die Schweiz, sie kehren jedoch schon im Herbst desselben Jahres zurück und betätigen sich im Untergrund für ihre Partei.

Käthe Leichter wird nach Verrat am 30. Mai 1938 von der Gestapo festgenommen. Sie kommt zunächst in Polizeihaft, dann ins Gefängnis, wo sie ihre Lebenserinnerungen verfasst. Ihr Mann und ihre beiden Söhne (1924 und 1930 geboren) können ins Ausland entkommen. Trotz zahlreicher ausländischer Interventionsversuche deportiert man sie, die „Jüdin und Sozialistin“ im Januar 1940 ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Im März 1942 wird sie als dessen Häftling im Zuge des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms in der NS-Tötungsanstalt Bernburg/Saale mit Giftgas ermordet. Ihre Mutter, Lotte Pick, hatte sich aus Verzweiflung über das Schicksal ihrer Tochter schon 1941 das Leben genommen.

Ihr publizistisches Wirken ist außerordentlich vielfältig und beschäftigt sich hauptsächlich mit sozialen, gewerkschaftlichen und politischen Problemen.

Ihre Mitgefängene, die Sozialistin Rosa Jochmann, schreibt über Käthe Leichter im Dezember 1945:

„Genossin Leichter war die Seele ihres Blockes und uns ‚Politischen‘ die Lehrerin, die sie draußen gewesen war. Die Juden waren alle auf einem Block untergebracht, 500 im Jahre 1940, niemand wurde so gequält wie sie ... Viele wunderbare Gedichte hat Käthe Leichter geschrieben, wir mußten sie auf ihren Wunsch alle vernichten, da sie immer sagte: ‚Ich habe sie ja im Kopf, und ich weiß, ich komme bestimmt nach Hause.‘ Leider sind nun alle bis auf ein einziges verloren gegangen.“ (Aus. Exenberger, Herbert (Hrsg.): Als stünd' die Welt in Flammen. Eine Anthologie ermordeter sozialistischer Schriftsteller. Wien 2000, S. 263).

MEERBAUM-EISINGER, SELMA
1924-1942

Poem

Die Bäume sind von weichem Lichte übergossen,
im Winde zitternd glitzert jedes Blatt.
Der Himmel, seidig-blau und glatt,
ist wie ein Tropfen Tau vom Morgenwind vergossen.
Die Tannen sind in sanfte Röte eingeschlossen
und beugen sich vor seiner Majestät, dem Wind.
Hinter den Pappeln blickt der Mond aufs Kind,
das ihm den Gruß schon zugelächelt hat.

Im Winde sind die Büsche wunderbar:
bald sind sie Silber und bald leuchtend grün
und bald wie Mondschein auf lichtblondem Haar
und dann, als würden sie aufs neue blühn.

Ich möchte leben.
Schau, das Leben ist so bunt.
Es sind so viele schöne Bälle drin.
Und viele Lippen warten, lachen, glühn
und tuen ihre Freude kund.
Sieh nur die Straße, wie sie steigt:
so breit und hell, als warte sie auf mich.

Und ferne, irgendwo, da schluchzt und geigt
die Sehnsucht, die sich zieht durch mich und dich.
Der Wind rauscht rufend durch den Wald,
er sagt mir, daß das Leben singt.
Die Luft ist leise, zart und kalt,
die ferne Pappel winkt und winkt.

Ich möchte leben.
Ich möchte lachen und Lasten heben
und möchte kämpfen und lieben und hassen
und möchte den Himmel mit Händen fassen
und möchte frei sein und atmen und schrein.
Ich will nicht sterben. Nein!
Nein.
Das Leben ist rot,
Das Leben ist mein.
Mein und dein.
Mein.

Warum brüllen die Kanonen?
Warum stirbt das Leben
für glitzernde Kronen?
Dort ist der Mond.
Er ist da.
Nah.
Ganz nah.
Ich muß warten.
Worauf?
Hauf um Hauf
sterben sie.
Stehn nie auf.
Nie und nie.
Ich will leben.
Bruder, du auch.
Atemhauch
geht von meinem und deinem Mund.

Das Leben ist bunt.
Du willst mich töten.
Weshalb?
Aus tausend Flöten
weint Wald.

Der Mond ist lichtiges Silber im Blau.
Die Pappeln sind grau.
Und Wind braust mich an.
Die Straße ist hell.
Dann...
Sie kommen dann
und würgen mich.
Mich und dich
tot.
Das Leben ist rot,
braust und lacht.
Über Nacht
bin ich
tot.

Ein Schatten von einem Baum
geistert über den Mond.
Man sieht ihn kaum.
Ein Baum.
Ein
Baum.

Ein Leben
kann Schatten werfen

über den
Mond.

Ein
Leben.
Hauf um Hauf
sterben sie.
Stehn nie auf.
Nie
und
nie.

Tragik

Das ist das Schwerste: sich verschenken
und wissen, daß man überflüssig ist,
sich ganz zu geben und zu denken,
dass man wie Rauch ins Nichts verfließt.

23. 12. 1941

Mit rotem Stift hinzugefügt:
Ich habe keine Zeit gehabt zu Ende zu
schreiben. Schade, dass du dich nicht von
mir empfehlen wolltest.

Alles Gute

Selma.

Schlaflied für Dich

Komm zu mir, dann wieg' ich dich,
wiege dich zur Ruh'.
Komm zu mir und weine nicht,
mach die Augen zu.

Ich flechte dir aus meinem Haar
eine Wiege, sieh!
Schläfst drin aller Schmerzen bar,
träumst drin ohne Müh'.

Meine Augen sollen dir
blinkend Spielzeug sein.
Meine Lippen schenk' ich dir –
trink dich in sie ein.

MEERBAUM-EISINGER, SELMA

geb. 15. August 1924 in Czernowitz/Bukowina, gest. 16. Dezember 1942 im Arbeitslager Michailowka/Ukraine.

Deutschsprachige Lyrikerin.

Wächst in ärmlichen Verhältnissen als Kind deutschsprachiger Juden auf. Ihr Vater stirbt 1926. Die Mutter heiratet dann Leo Eisinger. Besucht zunächst die rumänische Schule und während der sowjetischen Besetzung des Landes eine Schule mit Jiddisch als Unterrichtssprache. Beginnt mit 15 Jahren Gedichte zu schreiben und übersetzt außerdem aus dem Französischen, Rumänischen und Jiddischen. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen wird ihre Familie im Juli 1941 gezwungen, im Ghetto der Stadt zu leben. Es gelingt ihr, das ihrem Freund gewidmete handschriftliche Versbuch mit 52 eigenen Gedichten und fünf Nachdichtungen, die der Band mit dem Titel Blütenlese enthält, aus dem Lager zu schmuggeln, bevor sie im Juni 1942 in ein Arbeitslager deportiert wird, wo sie an Typhus stirbt. Selmas Freund Lejser Fichman erhält das ihm „in Liebe“ überlassene Album. Er kann fliehen, übergibt das Versbuch einer Freundin von Selma, da er Bedenken hat, dass diese Anthologie auf seiner Flucht nach Palästina verloren gehen könnte. Er stirbt bei dem Untergang eines Schiffes auf dem Schwarzen Meer. Auf Umwegen gelangen die Gedichte zu Meerbaums früherem Klassenlehrer Hersch Segal in Israel, der die Veröffentlichung 1976 als Privatdruck vornimmt. 1980 Herausgabe der Gedichte durch Jürgen Serke.

Die im Angesicht der Vernichtung der Juden verfassten erschütternden Gedichte bilden einen nicht wegzudenkenden Bestandteil der Dichtung in deutscher Sprache. Die Begegnung mit ihrer Lyrik ist faszinierend und bereichernd. Hilde Domin: „Es ist eine Lyrik, die man weinend vor Aufregung liest: so rein, so schön, so hell und so bedroht.“ (Aus: Selma Meerbaum-Eisinger: Ich bin in Sehn-sucht eingehüllt. Hrsg. von Jürgen Serke, Hamburg 2005, S. 102).

MERWIN, THEKLA
1887-1944

Weg der Armut

Schon müde, ehe noch der Tag begann?
Wie wirst du müde sein am Abend, Mann?

Schon durstig, ehe noch ein Trunk bereit?
Der Weg ist lang, das Ziel, es ist so weit.

Die Last, die den gebeugten Nacken krümmt,
Die ist dein Eigen, das dir keiner nimmt.

Friede auf Erden – wohl ein Hirngespinnst,
Ein Dämon wacht, der deine Qual begrinst.

Er klopft sich auf den goldgefüllten Bauch:
Die Armut dient mir, das ist Erdenbrauch.

Zeuge, gebäre, Proletarierweib,
So lang er hält, der abgebrauchte Leib.

Mein ist das Kind, das eurem Leib entsprießt,
Vom ersten Schrei, bis es die Augen schließt ...

Und wehrst du dich, weil du am Ende bist,
Dann schnappt er zu, der Gott, der Menschen frißt.

O Weltarmee, voll ungeheurer Kraft,
Die für den Reichtum Glanz und Wollust schafft,

Wann hebt euch euer Sehnsucht Flügelschlag
Aus dunkler Nacht empor zum jungen Tag?

Millionenmal am Kreuz erlitt'ne Qual,
Wann grüßt dich einer Hoffnung Morgenstrahl?

Und eine Stimme tönt durch Raum und Zeit:
Mühselige und Belad'ne, seid bereit,

Ich führ' euch durch ein Meer von Blut und Leid
Zur Menschenwürde, zur Gerechtigkeit!

Ich liebe dich, Traurigkeit

Ich liebe dich, Traurigkeit, bleiche Gefährtin der Müden,
Dein Atem ist Abend, dein Lächeln mildeste Ruh,
Dem Herzen, das sich von Kampf und Hoffen geschieden,
Schwebst über der Tage Einsamkeit, süße Geliebte, nur du.
Du schläfst im Dunkel des Waldes, wo Pan und Nymphe sich jagen,
Im Nebel des Morgens, der über den Wassern schwebt,
Du bist die Stimme, die aus verklungenen Tagen
Ihr klagendes Lied von Leid und Leben erhebt.

Im Rauschen des Kornes, das heiße Winde bewegen,
Im Flug des Falters, der sehnd sich aufwärts schwingt,
Im Blütenfallen, im düsteren Herbstesregen
Grüßt deine Ahnung, die Trauer und Wollust bringt.

Als ich ein Kind war, trugen mich sorgende Hände,
Dann sucht' ich der lauten Straße lärmend Geleit,
Auch fand ich Liebe – doch an des Weges Ende
Nur dich, Gefährtin der Müden, Traurigkeit.

Mensch, Gott, Tier, Tor

Nach allen Träumen gibt es nur Erwachen,
Nach allem Leben gibt es nur noch Tod,
Ernst folgt auf eurer Jugend heitres lachen.

Es ruft der Sommer, und die Luft lockt rot.
Bevor ich deinen süßen Mund genieße,
Fühl' ich das Dunkel schon, das ferne droht.

Zukünftige Bitterkeit steigt aus der Süße,
Gleich einer Schlange, die im Grase schwelt,
Zischt schon Enttäuschung aus der Glut der Küsse.

Ich mußte dich verfluchen und dich preisen.
Du hieltest mir den vollen Becher vor,
Um ihn den durstigen Lippen zu entreißen.

Und dennoch lauschte stets erfüllt mein Ohr
Dem Klang des Lebens, der mich tief betörte,
Ich war ein Mensch, ein Gott, ein Tier, ein Tor,
Ein Wesen, das der Erde angehörte.

Der Zug im Dunkeln

Abends, in dem grauen Dämmermeer,

Wandeln Schatten – ein gespenstisch Heer.
Friede atmet hinter Tüllgardinen.
Sattheit schläft, doch Not und Elend wacht;
Mädchen irren durch die trübe Nacht,
Mädchen müssen nächtlich Geld verdienen.

Jugend, Hoffnung, Freude – eingesargt,
Leib wird Ware, und sie muß zum Markt ...
Heilige Ordnung, die die Menschen schufen ...
Und zum grausen Bocksberg wird die Nacht,
Wo sich Lust mit Not den Sabbat macht,
Wo die Opfer ihre Geier rufen.

Seht die weiße Tüllgardine höhnt,
Wenn die Nacht aus tausend Mündern stöhnt,
Höhnt die Opfer ihrer satten Lehren.
Aber wißt, die ihr im Bett euch reckt,
Diese Welt, besudelt und befleckt,
Wird die neue Zeit aus Blut gebären.

Stumpfer Menschheit düstrer Leidenschor,
Auch du steigst aus Dunkel einst empor,
Neue Zeit wird neue Menschen bringen.
Hunger hat die stärksten Waffen an,
Formt euch, neues Weib und neuer Mann,
Unterm Banner, das wir kämpfend schwingen!

MERWIN, THEKLA

geb. Blech; geb. 25. April 1887 in Riga, umgekommen im Oktober 1944 in Auschwitz.
Beginnt mit literaturhistorischen Aufsätzen in Wiener Zeitungen.
Heiratet 1908 den Juristen Dr. Emil Merwin (1881-1934). 1911 Geburt der Tochter Magda.
Thekla Merwin muss nach dem Ersten Weltkrieg wegen Diabetes oft zu Kuraufenthalten.
1934 stirbt der Ehemann. Sie und ihre Tochter Magda bleiben in Wien und werden Opfer des Rassenwahns. Am 24. September 1942 werden beide nach Theresienstadt deportiert. Am 19. Oktober 1944 müssen sie die letzte Station ihres Leidensweges antreten; sie werden nach Auschwitz ge-bracht, wo sie in der Gaskammer umkommen.
Merwins Werke zeigen ihr starkes soziales Engagement. Mit kulturpolitischen und literaturhistorischen Beiträgen beginnt sie ihre schriftstellerische Tätigkeit. So schreibt sie sehr sachkundige Rezensionen über zeitgenössische Literatur.
Sie thematisiert aber auch das Schicksal der an den Rand der Gesellschaft gedrängten Menschen. Das Regime, das sie und ihre Tochter grausam ermorden sollte, wird von ihr bereits 1933 treffend eingeschätzt.
Sie schreibt in ihrem Beitrag Bankrott der Kultur über die Kulturbarbarei der Nazis, sie analysiert die Situation in NS-Deutschland und schreibt über „entmenschte Horden“ und „krankhaft veranlagte Führer...die reif für die Zwangsjacke“ seien. Ihr Resümee: „Deutschland, ein Volk von Henkern und Delinquenten.“ (Aus: Exenberger, Herbert (Hrsg.): Als stünd' die Welt in Flammen, S. 217). Warum diese klare Einsicht in die politischen Zustände weder sie noch ihre Tochter Magda zur Flucht aus Wien veranlasst hat, ist unklar. Das literarische Werk Thekla Merwins umfasst zahlreiche Gedichte, Prosawerke, Feuilletons und Dialoge, die nur in Zeitungsdrucken existieren.

MICHAELIS, MIRJAM

*1908

Schwere Stunde

Das Pochen der Liebe in mir,
und meine Lippen sind verschlossen.
Das Pochen des Schmerzes in mir,
und meine Augen sind tränenlos.
Das Pochen der Freude in mir,
und ich kann nicht jubeln.

Und jetzt,
da mein Weg dem Ende entgegen geht,
wächst die Sehnsucht,
das Schweigen zu durchbrechen
damit ...

Aber meine Lippen sind verschlossen,
meine Augen tränenlos,
und ich kann nicht jubeln.

Nur das Pochen meiner Sehnsucht,
nur der Schmerz meines Schweigens,
jetzt, da der Weg dem Ende entgegenght.

Begegnung

In deine Ruhe hüll ich mich ein
wie ein sanft anschmiegsames Gewand.
Fern ist die Kälte, fern das Feuer.
Ich stehe zugedeckt von dunkelrotem Samt.
Dein Blick erleuchtet ihn zu goldenem Scheinen,
und lichter Wärme Wohligkeit umfließt mich.
Einmal aber wird der Tag sein:
Ich reiße
– todesnah –
von meinen Gliedern das brennende Kleid.

Deine Hand

Einmal
Vor mir der helle Horizont

Jenseits der Wasser
Und in meinen Augen die Reinheit der Weiten.
Einmal
Über mir die erdrückende Wolke
An Gestaden der Fremdheit
Blind irr ich im Dickicht der Bedrängnis

Gib du deine Hand!

Deine Hand spannt den Bogen
Von der Wolke zum Horizont
Licht hellt
Die lastenden Schatten meiner
Landschaft.

MICHAELIS, MIRJAM

geb. Lotte Adam; geb. 19. Juni 1908 in Berlin.
Erzählerin.

Wächst als Tochter eines Kaufmanns, der 1924 stirbt, in Berlin auf. Sie muss die Schule verlassen und beginnt eine Lehre in einem Antiquariat, später in einem Anwaltsbüro. Besucht gleichzeitig das Berliner Abendgymnasium und studiert dann Literatur und Philosophie. Im Herbst 1934 Promotion. Als sie von der Reichskulturkammer mitgeteilt bekommt, sie dürfe ihr Erleben nicht im deutschen Wort gestalten, da sie, eine „Artfremde“, nicht fähig sei, an dessen „Wesen“ teilzuhaben, kann sie nur noch in jüdischen Zeitschriften veröffentlichen. Sie schließt sich der zionistischen Bewegung an und leitet mit ihrem späteren Ehemann Micha Michaelis Jugendgruppen, die sich in Deutschland, Holland und Dänemark auf die Einwanderung nach Palästina vorbereiten.

1938 Auswanderung nach Palästina. Gründet mit Ehemann und Freunden den Kibbuz Dalia. Arbeitet als Landarbeiterin und Krankenschwester. Neben Übersetzungen aus dem Hebräischen ins Deutsche und umgekehrt verfasst sie zwei Kinderbücher, einen Gedicht- und Prosaband in Hebräisch. In deutscher Sprache folgen Reportagen, Gedichte und Erzählungen. 1984 erscheint der Lyrik-band Das Schweigen durchbrechen.

Ihre Erzählungen, die in deutscher und hebräischer Sprache erscheinen, zeigen ein umfassendes Panorama des Lebens in Israel. Ihr Thema: Das Schicksal der an den Rand der Gesellschaft gedrängten Menschen, von Kibbuzniks, Musikern, Einwanderern und im Lande geborenen Israelis. Sie zeigen aber auch Israel als ein Land, das wie kein anderes von Geschichte geprägt ist und für dessen Selbstbehauptung Erinnerung so wichtig ist.

MISCHEL-GRÜNSPAN, SALOMEA
1901-2001

MEINE MUTTER, wie soll ich die große Ruhe finden?

– Lehne deine Wange an meine schwarze, feuchte; küsse die Wurzeln der Gräser und streichle die trockenen Blätter mit deinen Blicken, dann wirst du die große Ruhe finden.

Meine Mutter, wie soll ich die große Freude finden?

– Gehe nackt unter dem Grün meiner Bäume und tanze mit offenen Haaren den Blitzen und Winden entgegen, dann wirst du die große Freude finden.

Meine Mutter, wie soll ich die große Seligkeit finden?

– Nur wenn du liebst, kannst du die große Seligkeit finden.

MEIN HERZ SCHENKE ICH DIR:

Sieh, wie es zuckt und bebt
in meinen Händen,
Ströme Blutes fließen
auf den Boden –
warum nimmst du es nicht?

Mein Herz schenke ich dir:

Sieh, wie es ruht
auf der silbernen Tasse
mit den Griffen aus Beryll –
Ein roter Rubin ist mein Herz,
aus der Mitte der Erde geschliffen
mit dem Sande des Leids –
warum nimmst du es nicht?

ICH BIN DURCH DEINEN GARTEN GEGANGEN

und habe an deine Tür geklopft.

Ich kenne die Wege deines weiten Gartens genau. Dein Fenster, das Bäumchen davor, die steinernen Stufen, in deren Ritzen glänzendes Moos wächst.

Ich bin durch deinen Garten gegangen und habe an deine Türe geklopft. Ganz zaghaft und bebend habe ich geklopft, denn ich glaubte, du horchtest. Ganz leise und hoffend habe ich geklopft, denn ich glaubte, du wartetest. Ganz selten und tönend habe ich geklopft, denn ich glaubte, du schliefest. Dann aber habe ich mich mit aller Macht gegen die Türe geworfen, denn die Angst würgte mich, du könntest tot sein.

Die ganze Nacht habe ich mit der Türe gekämpft, uns als ich am Morgen in das Gemach trat, standst du in der Sonne und warst fröhlich und blicktest auf eine kleine Pflanze in einem grünen Gefäße. „Woher kommst du, mein Kind, so früh? Warum sind deine Hände so voller Blut?“

„O, ich habe mich nur an einem Dornbusch blutig gerissen, den ich auf meinem Wege streifte.“

Lied zum Einschlafen

Schlaf mein Kind, die Mutter wacht
Neben dir die ganze Nacht
Und der Mutter Hände sind
So wie Engel bei dem Kind

Denn um's Fenster braust die Nacht
Nicht das kleinste Lichtlein wacht
Und der Mutter Augen sind
So wie Sterne bei dem Kind

Denn weithin und ringsumher
Brandet ein Gefahrenmeer
Doch der Mutter Laute sind
Süsser noch als Frühlingswind

Wenn sie ihres Kindes Traum
Hebt aus diesem engen Raum
Und in ihrer Haare Pracht
Fliegt sie mit ihm durch die Nacht

Fort zum Gärtlein „Irgendwo“
Und zum Brunnlein „Immerfroh“
Und zum Bäumchen „Duft' und blüh“
Drauf das Vöglein „Trilili“

Und das Kindchen schläft und lacht
Doch die Mutter horcht und wacht
Und so steigen sie zu zweit
in des Morgens Herrlichkeit.

MISCHEL-GRÜNSPAN, SALOMEA

geb. 17. Juli 1901 in Stanislau, gest. 7. Februar 2001 in Naharja/Israel.

Ärztin und Lyrikerin.

Im Alter von vier Jahren kommt die Tochter eines Rabbiners mit ihrer Familie nach Kimpolung/Bukowina. Schon als Achtjährige begann sie, in deutscher Sprache Gedichte zu schreiben.

Besucht das Gymnasium in Czernowitz und studiert anschließend Medizin in Jassy. Hier heiratet sie den Juristen Alfred Grünspan. Nach ihrer Promotion 1926 ist sie bis 1930 in Czernowitz als Krankenhausärztin beschäftigt. Dann folgen Stationen in Frankfurt am Main (1930-1932) und 1933 bis 1937 als Landärztin in Bessarabien. 1937 Eröffnung einer eigenen Praxis in Kimpolung.

1941 wird sie mit ihren beiden Kindern nach Schargorod in Transnistrien deportiert. Ihr Mann kann durch Intervention rumänischer Freunde seine Verschleppung verhindern. 1944 wird sie von den einmarschierenden Russen befreit. Sie kehrt mit ihren Kindern, die Mutter stirbt im Lager, nach Kimpolung zurück, wo sie bis zu ihrer Ausreise nach Israel im Februar 1965 als Ärztin tätig ist. Auch in Israel arbeitet sie bis in ihr hohes Alter in ihrem Beruf. Fast hundertjährig verstirbt sie in einem Krankenhaus in Narhaja.

Ihre Gedichte werden von Margul-Sperber (siehe dort) in der Buche veröffentlicht.

PAEPCKE, LOTTE
1910-2000

Wörter

Als die Gefahr vorüber war
und das Gas verströmt,
als es keine Brücken mehr gab
und die Häuser waren auf,
als die Stadt ihren Namen vergessen hatte
und die Kirchen ihre Lieder suchten,
als die Plätze zerplatzt waren
und die Straßen gerissen,
als es in Öfen kein Feuer gab
und in Kleidern nicht Wärme:
da suchte ich die Wörter einzusammeln
verloren gegangen
im Land. Wenige fand ich
und brachte sie heim.
Viele waren in fremde Mäuler gefallen,
viele verendet in feindlichen Stunden.
Manche fielen
nach ihrer Rückkehr
den Füßen zum Opfer
die geschritten kamen
ihrer viele
von überallher
und neuen Tritt faßten
überallhin.

Söhne

Söhne
in mir gelegen
von mir geboren
ausgestoßen,
mein alter Schoß
spürt heute
ihre Gewalt.
Sie sind geworden
tüchtige Herrn
– talentiert –
da habe auch ich

ihnen manches verliehn
was jetzt glänzt.

Mir wird dunkler
mir wird stummer
mir wird starrer
und weithin weggestreut
liegt entfernt
was ich gab.

Für immer

Ich kann dich nicht mehr
du bist tot.
Du wurdest schwach
im Sagen Tun Begehren
und hängtest
deine Schwäche mir an.
Ich nahm sie, zog sie
schleifte sie
hängte sie auf.
Es war mir
nicht danach zumute
weiterzuziehen.
Weiter zog ich
trug ertrug
verkleinerte Zeichen
von dir.
Ließ mir den Schlaf
ergrauen
ließ mir den Tag
zerteilen
teilt' ihn mit dir
in kleine
kaubare Stücke.
Dann hörtest du auf.
Du beendetest
mit zwei Atemstößen
mein Leben.
Entzogst mir
meine Mühen,
nahmst weg
mein Warten,
ließt meine Unlust stehen.
Verzichtetest
auf meine Tätigkeit
überliebst mich

einem einsamen
einem ungestörten Schlaf.
Verließest mich
verstießest mich
für immer.

Ich war gemeint

Ich war gemeint
als sie verbrannten
– mich nicht –
ich war gemeint
als wir schossen
– ich nicht –
ich war gemeint
vor hunderten Jahren
als sie vertrieben
– mich nicht –
vor tausenden
als wir wanderten
– ich nicht –
als uns befohlen wurde
– mir nicht –
als wir gewählt wurden
– ich nicht –
ich war es nicht, geliebt
ich war es nicht, gehaßt
ich war es nicht, geopfert
ich nicht entehrt
ich nicht der Sieger
ich nicht Geschoß
ich nicht der Stolz
der Hochmut nicht ich:
alles ich.

Mit

Auf einem Karren
sitzt ein alter Mann
und singt
und wirft den Hut
in die Höh', hoch
über sich und uns.
Und singt
und hat sich ganz vergessen

und singt ein Lied
ein altes vom Verlassen
vom Tod und
vom Händefassen.
Das gab ein langes Stück
und wir standen und blieben
und blickten zurück.
Und dann gingen wir mit.

PAEPCKE, LOTTE

eigentlich Lotte Mayer; geb. 28. Juni 1910 in Freiburg im Breisgau, gest. 9. August 2000 in Karlsruhe.

Deutsche Schriftstellerin und Lyrikerin.

Wächst in Freiburg als Tochter eines liberal-jüdischen Händlers auf und besucht das dortige Gymnasium. Dann Jurastudium, das sie 1933 mit dem Referendarexamen erfolgreich abschließt. Weitere Ausbildung wird ihr aus „rassischen Gründen“ verboten.

Arbeitet kurze Zeit in einer Anwaltspraxis in Rom, kehrt nach Deutschland zurück und heiratet 1934 den Protestanten Dr. Ernst August Paepcke. 1935 bringt Lotte Paepcke ihren Sohn Peter zur Welt, damit gilt ihre Verbindung als „privilegierte Mischehe“, die sie zunächst vor einer Deportation schützt. Als Vorsichtsmaßnahme wird der Sohn evangelisch getauft. Sie folgt ihrem Mann nach Köln und Leipzig, wo sie zum Arbeitseinsatz kommt. Hier beschließt sie 1942 unterzutauchen. Es gelingt ihr, nach Freiburg zu fliehen. Versteckt sich und ihren Sohn dort in wechselnden Quartieren, zuletzt in einem Kloster und kann überleben.

Nach 1945 schreibt sie ihre Erinnerungen, ein bewegendes menschliches Dokument.

Arbeitet für Zeitungen, Zeitschriften und den Rundfunk.

Ihr schmales, aber wichtiges Werk ist ein besonderes Zeugnis zur Problematik des Antisemitismus im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Ihre Gedichte, seit etwa 1980 entstanden, sind nüchterne, durch die Erfahrung der Verfolgung geprägte Verse. Tenor: „Nichts ist wiedergutmacht“.

PAULI, HERTHA
1909-1973

Winterspaziergang

Wir gehen durch den weißen Wald.
Unter den Füßen knirscht der Schnee,
als täten ihm die Schritte weh,
weil er noch unberührt und kalt.

Über den Zweigen glänzt der Mond.
Wir folgen langsam seinem Lauf –
ein Windstoß: seufzen die verschneiten Bäume auf,
wann Frühlingssonne Winterwarten lohnt?

Da nimmst du meine Hände, sagst kein Wort –
wir bleiben beieinander stehen;
fast fürchte ich, dich anzusehen –
du bist noch bei mir, doch weit fort ...

PAULI, HERTHA

geb. 4. September 1909 in Wien, gest. 9. Februar 1973 auf Long Island.

Dramatikerin, Schauspielerin und Autorin.

Die Tochter eines jüdischen Biochemikers aus Wien, der zum Katholizismus konvertierte, verlässt vorzeitig das Gymnasium in Wien und nimmt Unterricht an der dortigen Schauspielschule. Hatte schon mit acht Jahren begonnen, Gedichte zu schreiben. Ab 1925 als Schauspielerin am Theater in Breslau, wird dann von Max Reinhardt nach Berlin geholt. 1929 Heirat, Scheidung 1932. Geht 1933 zurück nach Wien. Enge Freundschaft mit Ödön von Horváth. Neben ihrem Einsatz als Schauspielerin schreibt sie Hörspiele, Kurzgeschichten, Feuilletons und Gedichte. Außerdem Führung einer literarischen Agentur. Im März 1938 Flucht als „Halbjüdin“ über die Schweiz nach Paris, dort im Kreis von Joseph Roth. 1940 weiter nach Südfrankreich. Dort entstehen antifaschistische Texte, die auch nach Deutschland geschmuggelt werden. 1940 flieht sie über Spanien und Portugal in die Vereinigten Staaten, wo sie sich erst als Schriftstellerin in New York, und ab 1941 in Hollywood nieder-lässt und Jugendbücher schreibt, fortan in Englisch. Hält auch Vortragsreisen. Enge Freundschaft mit Walter Mehring, der ihr Gedichte widmet. Nach Kriegsende unternimmt sie zahlreiche Europa-Reisen, arbeitet für diverse Zeitungen und Zeitschriften, wie Reader's Digest und der Presse/Wien.

PAVELL, LILIT

*1912

Jerusalem

Wie oft bist du besungen
wie oft bist du gepriesen

Doch wie dich sehen
im selbstgebotenen Schweigen

Aufflammt Gesang
ohne Anfang
niemals endend
alt und neu
ineinandertönend
hochaufstrebend
unvergänglich
ewig

Echo

Dichte Nebelschleier
umhüllen die Welt

Konturen eines Menschen ...
Er tappt herum
unsicher
tastend
nebelblind

Er streckt die Hände aus
Haltsuchend
Öffnet den Mund im Hilfescrei -
Doch niemand kann ihn hören

Denn Nebelschleier
umhüllen die Welt

Siehst du durch Nebelwände
meine ausgestreckte Hand?

Funke

Deine Augen sind
traurig
Wie dein Mund

Deine Hände
schweigsam
Wie du

Erinnerung blitzt
ein Lächeln
in deine Augen
auf deine Lippen
auf deine Hände

Wie zögerndes Streicheln

Geschenkte Zeit

Niemals besitzt du –
Und nie bist du sicher

Nur sicher der ewigen Wandlung

Erblickst du Schönheit –
genieße sie
erlebe sie

Bis Tränen sich wandeln
ins Lächeln

PAVELL, LILIT

geb. Magnus; geb. 24. März 1912 in Stettin.

Lyrikerin.

Wächst in Stettin auf und studiert in Berlin und München Musik- und Theaterwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte. Schließt sich 1933 der zionistischen Bewegung an und wandert nach ihrer Heirat mit dem Architekten Hanan Pavell 1933 nach Palästina aus. Ist dort bis 1953 im Musik-bereich tätig und beginnt Lyrik in englischer Sprache zu schreiben und erst später, etwa seit 1967, ausgelöst durch eine Reise nach Deutschland, auf Deutsch. 1962 folgte sie ihrem Mann nach Äthiopien, der dort als Städteplaner arbeitet. Ab 1967 als Sekretärin an der Universität in Tel Aviv.

Ihr erstes deutschsprachiges Gedicht ist das mit dem bezeichnenden Titel Vergessene Kindheit. Das Schreiben versteht Lilit Pavell als Akt des Widerstandes gegen Vergänglichkeit und Vergeblichkeit. Lebt und arbeitet in Israel.

ROBERT, ANNY
1909-2003

Gebet

Käm ich noch einmal zur Welt,
wünschte ich mir dann mehr Geld?
Hätt ich gerne viele Kinder?
Gefiele ich mir als Erfinder?
Ging ich gerne auf den Strich?
Lebt ich lieber klösterlich?
Wär ich gern ein Zirkusstar?
Hätt ich lieber rotes Haar?
Zu den vielen tausend Fragen
hab ich folgendes zu sagen:
Lieber Gott, wenn's dir gefällt
und ich nochmals komm zur Welt,
lebt ich noch einmal auf Erden,
lasse mich dieselbe werden.
Hätt ich's anders angefangen,
wär was anderes schief gegangen.
Lass mich deshalb alle Sachen
ganz genauso wieder machen.
Lass mich lieben, lass mich leiden,
mal in Wohlstand, mal bescheiden,
lass mich fühlen, lass mich denken,
lass mich nehmen, lass mich schenken,
lass mich lachen, lass mich weinen,
lass auf mich die Sonne scheinen.
Lass den Regen auf mich regnen,
lass mich fluchen, lass mich segnen.
Lass mich irren, lass mich wissen,
lass mich beten, lass mich küssen.
Lass mich hören, lass mich sehen,
lass mich schreiben, lass mich nähen.
Lass mir meine Arbeitsstunden,
lass mir meine Glückssekunden,
lass mich schwören, lass mich lügen,
lass mich loben, lass mich rügen,
lass mich an den Blumen riechen,
lass mich auf dem Boden kriechen,
mal gesund und manchmal krank,
hab im voraus meinen Dank.
Wolltest Du mir nochmals geben
dieses kleine Durchschnittsleben,
wie es war, es war schon richtig,

nur das eine wäre wichtig:
Lieber Gott, ich möchte bitten,
könntest ändern Du die Sitten
in Bezug auf Deine Rassen,
lass nicht zu, dass sie sich hassen.
Lass mich bitte ungeschoren,
lass mich dort, wo ich geboren.
Ganz egal an welchem Strand,
meinetwegen Helgoland.
Lass mich frieren, lass mich schwitzen,
lass mich aber bitte sitzen,
lass vom Sekretär notieren,
lass mich eins nicht: EMIGRIEREN.

Lokalanzeiger

Schicken sie mir schleunigst her
einen guten Sekretär:
nicht zu jung und nicht zu alt,
wie gesagt, nur möglichst bald.
Nicht zu alt und nicht zu jung,
immerhin mit etwas Schwung.
Kann's alleine kaum mehr schaffen,
Aber bitte keinen Laffen.
Einen, der auch mal bei Nacht
ein, zwei Überstunden macht.
Der in Deutsch ist ganz perfekt,
gelegentlich auch Dialekt.
Der nicht sagt: von was, von wo,
Und der weiß, es heißt: wieso.
Nicht verwechselt das und der
und der sagt, man sagt woher,
und bestimmt nicht den und die
und gewiss nicht: als und wie -
kurzum der sein Fach versteht
und der sich benimmt diskret ...

... Findet sich kein Sekretär,
wäre es auch kein Malheur.
Bedenk ich es ganz genau,
wär sogar besser eine Frau.
Leichter wäre sie zu finden,
denn aus ganz bestimmten Gründen
müsste die, sie werden lachen,
keine Überstunden machen.

Ein Höschen und ein Leibchen
wünscht manches Mädchen sich,
denn heut geh'n die Weibchen,
halb nackt und liederlich.
Es stört sie nicht der Herr Papa,
sie zeigen den Popo,
denn Herr Papa und Frau Mama
sind selbst darüber froh.
Die beiden freuen selber sich ,
dass man heut geht halb nackt.
Dass man heut schon fast öffentlich
Betreibt den Liebesakt ...
... doch möglich, ich bin nicht gescheit,
dann bin ich eben dumm,
ich find, für diese Tätigkeit,
braucht man kein Publikum ...

ROBERT, ANNY

geb. Marcus; geb. 31. Juli 1909 in Wien, gest. 2003 in Tel-Aviv.

Schreibt ihre Erinnerungen und Gedichte.

Wächst in einem assimilierten Elternhaus auf. Ausbildung zur Schneidermeisterin. Heiratet 1932 den Musiker Hans Robert. 1934 folgt sie ihrem zionistisch orientierten Mann nach Palästina. Leben dort illegal unter schwierigen Bedingungen. Eine Rückkehr in ihre Heimat ist unter den dort herrschenden neuen Bedingungen unmöglich.

Ihre Erinnerungen zeigen das Leben der einfachen Leute in Wien vor der Verfolgung, aber auch ein Frauenschicksal der Zeit. Ihre Gedichte zeigen ohne Bitterkeit die Sehnsucht nach ihrer verlorenen Heimat, und ihr Erleben im nicht gewollten Exil.

1967 besucht sie zum ersten Mal wieder ihre alte Heimat. Ihre Mutter war in Theresienstadt umgekommen.

ROTENBERG, STELLA

*1916

Der Dichter im Exil

Mir muß Vergessenes reichen;
mit Verschollenem halte ich Haus.
Aus Verdämmerndem klaube ich Scherben
von Silben zu Wörtern heraus.

Das sind noch gesegnete Tage.
Scherben sind endlicher Hort.
Wo hole ich, wenn die Verstummung kommt,
Buchstaben für mein Wort?

Flüchtlinge

Ich steh am Wasserrand. Ein Mann
geht stumm vorbei und blickt mich an.

Ich schau ihm nach. Er dreht sich um
und hebt die Hand, doch bleibt er stumm.

Ich folge ihm. Da sagt er leis:
„Verzeih, daß ich das Wort nicht weiß

das ich dir bieten wollt zum Gruß
– weil ich die Heimat suchen muß.“

Er eilt davon. Ich bleib zurück
und wäge ab sein Mißgeschick

gen das von jenem andern Mann
– der keine Zuflucht finden kann.

Sagt man

Sie sind zu klug, die Juden,
sagt man und jagt sie aus.

Es sind die Gejagten
Den Jägern voraus.

Biografie

Geboren
in der Kriegszeit
in Wien,
gestorben
in der Kriegszeit
auf dem Marsch in Richtung Minsk,
erschlagen von einem S.S.-Mann
aus Wien,
weil sie nicht rascher laufen konnte.
Sie hinterließ
keinen Namen,
kein Gebein,
nichts
als einen
kleinen Schrei.

Ohne Heimat

Wir sitzen auf Stühlen die nicht unser sind.
Wir essen von Tellern die nicht unser sind.
Wir sprechen die Sprachen die nicht unser sind.

Unser ist: Der Staub und der Steg.
Unser ist: Das Wandern und der Weg.
Unser ist das Leben das keinen Keim hat.

Wir haben keine Heimat.

Auf Besuch in Deutschland nach dem Jahr 1945
Zu wem spreche ich?
Wem folge ich vertrauend ins Haus?
Welcher hat meine Mutter getötet?

Sie sehen alle doch wie Menschen aus.

ROTENBERG, STELLA

geb. Siegmann; geb. 27. März 1916 in Wien.

Lyrikerin.

Wächst in Wien auf und beginnt dort ein Medizinstudium. Der „Anschluss“ 1938 verhindert einen Abschluss. Im März 1939 Emigration über Holland nach England, wo sie eine Lehre als Kranken-pflegerin absolviert, später als Arzthelferin und Buchhalterin arbeitet. 1940 heiratet sie den Arzt Wolf Rotenberg, einen ehemaligen Studienkollegen aus Wien. Im selben Jahr veröffentlicht sie ihr erstes Gedicht. Weitere folgen. Erhält 1946 die britische Staatsbürgerschaft. Lebt seit 1948 mit ihrem Mann in Leeds. Bis in die 70er Jahre verzichtet sie bewusst auf jeden Kontakt zum literarischen Leben in Deutschland und Österreich. Erst zehn Jahre später dürfen ihre Gedichte in den ehemali-gen „Täterländern“ erscheinen. 2001 erhält sie den erstmals vergebenen Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil. Auf die Frage, ob sie jemals wieder in ihr Geburtsland zu-rückkehren wollte, antwortet Stella Rotenberg: „Nie. Ich könnt auch jetzt nicht zurückgehen. Es ist eigentlich egal, wo ich bin. Ich bin nirgendwo wirklich glücklich.“ (Aus: Stella Rotenberg: An den Quell. Gesammelte Gedichte, hrsg. und mit einem Vor- und Nachwort versehen von Siglinde Bol-becher und Beatrix Müller-Kampel, Wien 2003, S. 208).

Ihre Eltern und fast ihre gesamte Verwandtschaft kommen in den NS-Vernichtungslagern um.

SACHS, NELLY
1891-1970

O die Schornsteine

Auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes,
Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch
Durch die Luft –
Als Essenkehrer ihn ein Stern empfing
Der schwarz wurde
O die Schornsteine
Oder war es ein Sonnenstrahl?

O die Schornsteine!
Freiheitswege für Jeremias und Hiobs Staub -
Wer erdachte euch und baute Stein auf Stein
Den Weg für Flüchtlinge aus Rauch?

O die Wohnungen des Todes,
Einladend hergerichtet
Für den Wirt des Hauses, der sonst Gast war –
O ihr Finger,
Die Eingangsschwelle legend
Wie ein Messer zwischen Leben und Tod –

O ihr Schornsteine,
O ihr Finger,
Und Israels Leib im Rauch durch die Luft!

Wer aber leerte den Sand aus euren Schuhen,
Als ihr zum Sterben aufstehen mußtet?
Den Sand, den Israel heimholte,
Seinen Wandersand?

Brennenden Sinaisand,
Mit den Kehlen von Nachtigallen vermischt,
Mit den Flügeln des Schmetterlings vermischt,
Mit dem Sehnsuchtsstaub der Schlangen vermischt,
Mit allem was abfiel von der Weisheit Salomos vermischt,
Mit dem Bitteren aus des Wermuts Geheimnis vermischt –

O ihr Finger,
Die ihr den Sand aus Totenschuhen leertet,
Morgen schon werdet ihr Staub sein
In den Schuhen Kommender!

Kommt einer

Kommt einer
von ferne
mit einer Sprache
die vielleicht die Laute
verschließt
mit dem Wiehern der Stute
oder
dem Piepen
junger Schwarzamseln
oder
auch wie eine knirschende Säge
die alle Nähe zerschneidet –

Kommt einer
von ferne
mit Bewegungen des Hundes
oder vielleicht der Ratte
und es ist Winter
so kleide ihn warm
kann auch sein
er hat Feuer unter den Sohlen
(vielleicht ritt er
auf einem Meteor)
so schilt ihn nicht
falls dein Teppich durchlöchert schreit –

Ein Fremder hat immer
seine Heimat im Arm
wie eine Waise
für die er vielleicht nichts
als ein Grab sucht.

IHR ZUSCHAUENDEN

UNTER DEREN BLICKEN getötet wurde.
Wie man auch einen Blick im Rücken fühlt,
So fühlt ihr an euerm Leibe
Die Blicke der Toten.

Wieviel brechende Augen werden euch ansehen
Wenn ihr aus den Verstecken ein Veilchen pflückt?
Wie viel flehend erhobene Hände
In dem märtyrerhaft geschlungenen Gezweige
Der alten Eichen?
Wie viel Erinnerung wächst im Blute
Der Abendsonne?

O die ungesungenen Wiegenlieder
In der Turteltaube Nachruf –
Manch einer hätte Sterne herunterholen können,
Nun muß es der alte Brunnen für ihn tun!

Ihr Zuschauenden,
Die ihr keine Mörderhand erhalt,
Aber die ihr den Staub nicht von eurer Sehnsucht
Schütteltet,
Die ihr stehenbleibt, dort, wo er zu Licht
Verwandelt wird.

Chor der Geretteten

Wir Geretteten,
Aus deren hohlem Gebein der Tod schon seine Flöten schnitt,
An deren Sehnen der Tod schon seinen Bogen strich –
Unsere Leiber klagen noch nach
Mit ihrer verstümmelten Musik.
Wir Geretteten,
Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälse gedreht
Vor uns in der blauen Luft –
Immer noch füllen sich Stundenuhren mit unserem tropfenden Blut.

Wir Geretteten,
Immer noch essen an uns die Würmer der Angst.
Unser Gestirn ist vergraben im Staub.
Wir Geretteten
Bitten euch:
Zeigt uns langsam eure Sonne.
Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.
Laßt uns das Leben leise wieder lernen.
Es könnte sonst eines Vogels Lied,
Das Füllen des Eimers am Brunnen
Unsern schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen lassen
Und uns wegschäumen –
Wir bitten euch:

Zeigt uns noch nicht einen beißenden Hund –

Es könnte sein, es könnte sein,
Daß wir zu Staub zerfallen –
Vor euren Augen zerfallen in Staub.
Was hält denn unsere Webe zusammen?
Wir odemlos gewordene,
Deren Seele zu IHM floh aus der Mitternacht,
Lange bevor man unseren Leib rettete
In der Arche des Augenblicks.
Wir Geretteten,
Wir drücken eure Hand,
Wir erkennen euer Auge –
Aber zusammen hält uns nur noch der Abschied,
Der Abschied im Staub
Hält uns mit euch zusammen.

SACHS, NELLY

eigentlich Leonie; geb. 10. Dezember 1891 in Berlin, gest. 12. Mai 1970 in Stockholm.
Deutsch-schwedische Dichterin.

Wächst in einer großbürgerlichen Idylle in Berlin als einziges Kind eines Fabrikanten auf. Die geistige Atmosphäre ihres Elternhauses zeigt die charakteristischen Züge des jüdischen Bürgertums in dieser Zeit. Die Assimilation gilt als greifbares Ideal. Schreibt mit 17 Jahren erste Gedichte. 1908 erleidet sie durch eine unglückliche Liebe einen Nervenzusammenbruch. Ein darauf folgender Kur-aufenthalt veranlasst sie wieder Gedichte zu schreiben. 1921 erscheint ihr erster Prosaband unter dem Titel Legenden und Erzählungen. Fast 50 Jahre lebt sie in Berlin.

1930 verstirbt ihr Vater und 1933, nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, ändern sich die finanziellen Verhältnisse dramatisch. Die Verbrennung ihrer Werke, die Nürnberger Gesetze und der Pogrom 1938 erfordern dringend Auswege. Einer ist die Ausreise nach Schweden. Nach monatelangen bürokratischen Hemmnissen können Nelly Sachs und ihre Mutter im Mai 1940, der Stellungsbefehl zum Abtransport in ein Arbeitslager war schon gekommen, dank der Vermittlung von Selma Lagerlöf Deutschland verlassen und in Stockholm eine neue Heimat finden.

Nelly Sachs kümmert sich um ihre alte Mutter und arbeitet zeitweise als Wäscherin, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Sie beginnt Schwedisch zu lernen und moderne schwedische Lyrik ins Deutsche zu übersetzen. Ihre eigene Poesie während der Kriegsjahre entwickelt sich nun völlig weg von der frühen, romantischen Nelly Sachs, nun handeln ihre Gedichte von Schmerz und Tod, sind eine einzige Todesklage für ihr gequältes Volk.

Tief erschüttert über die unsäglichsten Leiden ihres Volkes, verhilft ihr die Sprache zum Überleben. So legt sie in einer emotionalen, herben, aber dennoch zarten Sprache Zeugnis ab über das Grauen des Holocaust.

Ihre Gedichtbände weisen sie als eine der sprachmächtigsten deutschen Lyrikerinnen aus und sichern ihr einen Platz unter den großen Dichtern.

Ihr Biograf Walter Arthur Berendsohn nennt die Gedichte 1946 „klagend, anklagend und verklärend.“

Weder in der Schweiz noch in den westlichen Zonen Deutschlands werden Gedichte von Nelly Sachs gedruckt. Erst in der DDR erscheint 1947 der Gedichtband In den Wohnungen des Todes. Das erste lyrische Werk, das die Shoah thematisiert. 1949 wird der zweite Gedichtband Sternenverdunkelung in Amsterdam verlegt, von der Kritik zwar gelobt, in der Bundesrepublik jedoch kaum gelesen.

In den 1950er Jahren korrespondiert sie mit Paul Celan, den sie 1960 in Paris besucht. Erst 1953 erhält sie die schwedische Staatsbürgerschaft. Gegen Ende des Jahrzehnts, nach Jahren der Isolation, wird sie schließlich auch im gesamten deutschsprachigen Raum zur Kenntnis genommen.

Nelly Sachs will nicht zurück nach Deutschland, zu groß ist immer noch die Angst und die Abneigung. Auch zeigen sich Anzeichen einer psychischen Krankheit, und nachdem sie 1960 das erste Mal seit zwanzig Jahren Deutschland betreten hat, bricht sie nach ihrer Rückkehr in Schweden zusammen. Insgesamt verbringt sie drei Jahre in einer Nervenheilanstalt bei Stockholm. Zum Ende ihres Lebens wird sie von Wahnvorstellungen heimgesucht.

Am 4. Dezember 1960 schreibt Nelly Sachs an Hilde Domin: „Es muß der Schritt gewagt werden, wo Henker und Opfer ausgewischt werden als Begriffe. Dort kann und darf die Menschheit nicht stehen bleiben, wenn nicht dieser Stern seelisch zu Grunde gehen soll. Diese Erfahrung habe ich nun bis zum letzten Blutstropfen gemacht.“

Die Stadt Dortmund stiftet 1961 den Nelly-Sachs-Preis und verleiht ihn der Namensgeberin; als erste Frau empfängt sie 1965 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. An ihrem 75. Geburtstag erhält Nelly Sachs den Nobelpreis für Literatur.

Ihr lyrisches und szenisches Werk verbindet expressionistische Mittel der knappen Bildhaftigkeit mit traditioneller alttestamentarischer Formensprache. Ihr eigentliches Werk beginnt erst mit dem Holocaust. Dieses Werk war notwendig, notwendig nicht nur als Mahnmal, das das Gedächtnis an die Schrecken schärfen und wach halten sollte. Es war ebenso auch lebensrettend für all die anonymen Toten in den Massengräbern, die damit aus der tödlichen Anonymität befreit wurden und so im Gedächtnis der Nachwelt weiterleben konnten.

Nelly Sachs hat Kaddisch gesprochen, das jüdische Totengebet, dem sie in ihren Gedichten ein Denkmal gesetzt hat. Hilde Domin schreibt in einem Offenen Brief an Nelly Sachs zu deren 75. Geburtstag: „Als ich Deine Gedichte las ..., da hast Du meine Toten bestattet, all diese fremden furchtbaren Toten, die mir ins Zimmer kamen ... Ich sehe kein zweites Werk, das diese Toten, diese so besonders unglücklichen Toten unter den vielen schlecht gestorbenen, der Erinnerung der Menschheit einfügt, wie das Deine. Das müssen wir dir alle danken: wir, die Überlebenden. Wir, die verschont wurden als Opfer, und in gleicher Weise die, die überlebt haben auf der Seite der Mit-schuldigen. Und die junge Generation, die diese ganze Last erben muss und für die Du sie leichter gemacht hast ... Deine Dichtung erhält das Unheil lebendig, denn Du bist die Stimme dieser unseligen Toten ...“. (Aus: Freiburger Rundbrief. Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung, Jahrgang XXXIV 1982, Nummer 129/132, S. 32).

SCHWARZ-GARDOS, ALICE
1916-2007

Ankunft

Dann war
nach einer Nacht ohne Schlaf
einem Flug über See
ein Umarmen am Tor,
und ein Weinen
in ungeeignet luxuriösen
Flughafenräumen.
Dann eine Fahrt
durch Schnee
und du stirbst jeden Meter
näher heran
an Daheim.
Und der Schrecken
weil im schwärzlichen Schneematsch
sein Grab sein soll.
Und dann die vertrauten
lieben zwei Zimmer,
Küche und Gang,
jedes Stück so vertraut,
blind kannst du finden
jede Tasse im Schrank,
jeden Schalter,
jedes Buch
und mitten darin
eine gähnende Leere,
ein UN-DASEIN.

Und die Mutter sagt: es
Ist gut daß du da bist,
es war schrecklich.
Und das schlechte Gewissen
vor dem Toten
den du
überteuert weil überlebt hast,
dieses Schuldgefühl
schweigt sich in die Wände.

In der alten Heimat

Maronibrater
Boten aus

der Kindheit
braten Maroni
bauen Brücken
in den Herbst vor hundert
Jahren.

Hundert Jahre
scheinbar
seit der Kindheit unter
Kastanienbäumen
Kirchtürmen
verschießbaren Haustoren

Eine Ewigkeit verging
im Palmengarten
blau
blau
blau

Wiederbegegnung
mit Maronibratern
ist ein Besuch
im sechsten Lebensjahr
im Einstmal
im Einstjetzt
jetzt.

Maronibrater
bauen Brücken
aus Luft.
mar heißt bitter
oni heißt Armut.

Die Alten

Die Alten
sitzen und plappern
vom Sterben.
Doktor Bär
schickt mich her
obertodschon
fertigwär.

Altsein heißt warten
im Käfig der
Zeit.

Manche reden vom
TOD
als Abwehrbeschwörung
und andere
schweigen
von IHM.

Altsein heißt
Stunden zählen.
Beschwerden werden
gesammelt
betrachtet
der Welt vorgeworfen
zum Vorwurf
zum
Fraß.

Alte sind einsam
im Käfig
ihrer endlosen
Monologe.
Altsein ist
Selbstgespräch
im Dunkeln.

SCHWARZ-GARDOS, ALICE

geb. 31. August 1916 in Wien, gest. 14. August 2007 in Tel Aviv. Journalistin und Schriftstellerin. Die in einer vollkommen assimilierten Familie aufgewachsene Schwarz-Gardos besucht die Grundschule in Wien und später das deutschsprachige Gymnasium in Bratislava/Preßburg, wo die Eltern ein Kaufhaus führen. Beginnt schon als Zehnjährige Gedichte und kleine Erzählungen zu schreiben.

Studiert vier Semester Medizin in Bratislava. 1938 Flucht nach Prag und 1939 nach Palästina. Während des Krieges als Zivilangestellte in der britischen Armee. Seit 1949 Journalistin. Bei verschiedenen deutschsprachigen Zeitungen tätig. Später als leitende Redakteurin bei der deutschsprachigen Tageszeitung Israel-Nachrichten in Tel Aviv tätig. In ihrer über fünfzigjährigen journalistischen Laufbahn verfasst sie mehr als 5000 Artikel.

Ihre schriftstellerischen Arbeiten umfassen außerdem Romane, Novellen, Essays und Jugendbücher.

Sie ist eine der letzten nach Israel geflüchteten Autorinnen, die sich auf literarischer Ebene fast nur der deutschen Sprache bedient hat.

SELIGER, RITA
1925-1986

10. November 1938

An jenem Tag
kamen die braunen Mörder
in unsere Schule
(die Judenschule im 2. Bezirk).
Ich war 13 Jahre alt.
Sie stießen die Tür auf,
Gewehre geschultert,
und gröhlten:
„du und du und du –
hinunter in den Hof.“
Vorne an der Tafel
die Lehrerin,
schreckverzerrt das Gesicht.
Sie bekreuzigte sich,
ringt die Hände,
betet.
Sie weiß erst seit kurzem,
die arme Frau,
daß sie Jüdin ist.
Unten im Hof:
„an die Wand mit euch.“
Ich denke:
jetzt werden wir erschossen.
Die Mörder gehen auf und ab,
Gewehre geschultert.
Wie lange?
Eine Ewigkeit.
Mutter, Vater, Bruder;
wie ferne sind sie alle,
die mir nahe sind.
Mein Herz
ist bei der armen Frau
dort oben.
Wir warten, erstarrt.
Plötzlich
zückt einer der Mörder
eine Kamera
und schießt – Bilder.
Dann: „fort mit euch,
Judenpack.“
Wir laufen hinaus,

die Straße hinunter,
vorbei
an den brennenden
Synagogen,
erfüllt von Entsetzen
und irrer,
wilder Heiterkeit,
da wir leben.

ICH

mit meinen Wunden
schlage die Arme
um mich.
Ich
mit meinen Narben
halte mich aufrecht.
Ich
in meiner Zerrissenheit
erfasse meine Ganzheit:
nicht weiter
will ich
verleugnen
das verletzte, verstörte
Kind in mir.
Noch
mich von ihm wenden,
noch
es von mir stoßen.
Ich, mit meinen Wunden,
schlage die Arme um mich.

SELIGER, RITA

geb. 8. Oktober 1925 in Wien, gest. 3. September 1986 in Madrid.

Lyrikerin.

Die Tochter eines Kaufmanns aus Rumänien besucht die Montessori-Schule in Wien. 1938 Abbruch des Gymnasiums wegen der Flucht mit Mutter und Bruder in die Schweiz, wo sich der Vater schon aufhält. Dort als Kindermädchen und Hausgehilfin. In Basel Damenschneiderlehre. 1945 kurzfristig in München. 1946 Rückkehr nach Wien. Heiratet einen US-Soldaten, dem sie 1950 nach Amerika folgt. Dort in der Textilindustrie beschäftigt. 1952, nach Scheidung, wieder zurück nach Wien. Besucht in den Abendstunden Fortbildungsschulen und macht ihr Abitur. Übersetzerin und Dolmetscherin, später Lehrerin und Leiterin von Volkshochschulkursen.

Die meisten ihrer Gedichte entstehen in ihrem letzten Lebensjahrzehnt. Einzige Veröffentlichung ihrer Gedichte zu Lebzeiten ist in der Anthologie *Frieden im eigenen Land*, hrsg. von J. Dvorak u.a. (1988) zu finden.

SHMUELI, ILANA

*1924

Ohne Boden war die Heimat
meine Heimat die mich schulte
Wurzeln in den Wind zu schlagen

Pseudo-Sprache
Pseudo-Dasein
Maskeraden
Purimspiele

Umgetrieben auf dem Kreuzweg
Wien – Paris – Przemysl

Pseudo-nyme
Phraseo-nyme
Größenwahn
und Ungenügen

Kunst und Sturz und Höhenflüge:
Czernowitz mein schwarzer Witz

Sieben Jahrzehnte

Sieben Jahrzehnte
Sterb ich mein Leben
Wüste jagt hinter mir her
Holt mich ein
Ich zähle die Dünen
Sieben mal zehn

Kopf im Sand

Neige dich zu deinen Toten

Neig dich zu deinen Toten
sie hören
sie schauen
sie leben dir zu
sprechen dir vom Geheimnis
kaum noch vernehmbar

hörst du noch?

weißt du noch?

Sag's

Sag's

sag es anders

lern deine Zeit neu bemessen

lern wieder zu träumen im Schlaf

lerne erwachen

mit Fäden aus Zwielficht

web dir von neuem

Stirne und Augen

und Mund

SHMUELI, ILANA

geb. Liane Schindler; geb. am 7. März 1924 in Czernowitz. Schriftstellerin, Soziologin und Kriminologin.

Die Tochter eines zionistisch geprägten Fabrikanten besucht eine rumänischsprachige jüdische Privatschule. Schon als Schülerin entdeckt sie Dichtung als Überlebens-Mittel gegen den herrschenden Terror. 1940 Enteignung der Familie und 1941 Einweisung in das Getto von Czernowitz. In dieser Zeit Bekanntschaft mit Rose Ausländer und Freundschaft mit Paul Celan.

Die Familie kann 1944 durch Geld und Protektion auf illegalem Wege auf einem bulgarischen Schiff nach Istanbul entkommen. Von dort nach Palästina. In Tel Aviv Besuch des Seminars für Musikerziehung. 1950-1951 in London. Wird während des Befreiungskrieges zum Militärdienst eingezogen. Danach Studium der Sozialpädagogik und Kriminologie. Seit 1953 mit dem Musikwissenschaftler Prof. Shmueli verheiratet. Sozialarbeit bis 1984. Danach Tätigkeit als Übersetzerin und Schriftstellerin. Lebt nach dem Tod ihres Mannes in Jerusalem. Erst im Rentenalter und unter dem Einfluss der Beziehung zu Paul Celan, mit dem sie innige Freundschaft verband, publiziert sie eigene Lyrik und Autobiografisches.

„Ich wusste nicht, dass ich dort beschenkt werden sollte mit Dir“, schreibt Celan im Februar 1970 nach einem Besuch bei ihr in Israel und weiter: „Dein Brief, die Nachricht von Deiner Zerrissenheit – was kann ich sagen? Ich möchte Dir jeden Schmerz nehmen, auch jeden körperlichen Schmerz. Meine Hände gehn über Dich – zu Dir.“ (Aus: Paul Celan-Ilana Shmueli: Briefwechsel, Frankfurt am Main, 2004).

Erhält 2009 den Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.

SPIEL, HILDE
1911-1990

Montana Avenue Westwood

Aus dem Schlaf schreckend nachmittags
heiß und dunstend unter dem Laken
draußen das Zischen Rollen Rumpeln
von Heizrohr und Wasserhahn
die es wärmen und füllen
das labende Bad
grünlänzende Bäume Sträucher Palmenblätter
schattenspendend meinem Fenster
und umsorgt obendrein
von der Jugendgespielin
heiteren Gemüts als hätte sie
das Schicksal stets verschont

schmerzt es mich unsäglich
dies fast vollkommene Paradies zu verlassen
kaum zu übertreffender Trost
abwesend Bitternis und Kränkung
eine illusionäre Zuflucht
inmitten naiver Filmpaläste
von den Zuckungen und Plagen
dieser Erde verschont

Bald, heimgeflogen ins kaltherzige Europa
bin ich wieder ausgesetzt den Wirklichkeiten
der Bedrohung schlimmer als Klapperschlangen
durch hadernde Staatsmänner und Nationen
und im lieblichen Wien
übelwollende Freunde bösertige Nachbarn
diese Traumstadt der kalifornischen Exilierten
mit einer Seele schwarz wie die Nacht

Ich und der Lerchenfuß

Mein Ich ist klein
wie eine Nuß
es liegt tief innen
in meinem Körper
vibriert leise, sendet
Wellen aus, die an

die Hautgrenze gehen

Mein Ich ist groß
wie ein Baum
ein runder Baum mit
tausend Ästen
es streckt sie aus
ringsum
und berührt
Nachbaräste

Mein Ich ist riesig
wie ein Ballon
gefüllt mit Eigenliebe
es quillt, es quillt
immer höher
immer weiter
schafft sich Raum

kullert das Tal
entlang
hebt sich mit dem
nächsten Windstoß
fliegt über die Berge
in den Himmel

wo die Luft ganz
dünn wird, ganz zart
bis ein Lerchenfuß
es anritzt und
zum Bersten
bringt

Vor der Zeit

Verlust
vor der Zeit
bei lebendigem Leib
die Zweieinheit zerbrochen
der Besitz geraubt

Aus Liebe
Liebe zerstört
was nicht denkbar gewesen

nie gefürchtet wurde
ist doch geschehen

So spät
diese Kränkung
diese Messerwunde
Alpträume der Tage
nächtlicher Tod

Ohne Hoffnung
auf ein Ende
vor dem Ende
wie geh ich zu Ende
das traurige Tal?

(Rom, Oktober 1977)

Palm Springs

Blauer als blau
bersten die Jacarandabäume
entlang der Straße
Der Freeway
ein summendes Band
das Limousinen ziehn

Wüste vor uns
willig unseren wilden Wünschen
nach Sonne Dürre
heißem Wind
der trocknet die Tränen
aus Europas Gruft

Grünlich der Pool
Umtanzt von weißen Azaleen
Hier kühlt
was nun droht
uns gänzlich zu verglühen
in Asche den Geist

Errette uns, Encelia,
Josuabaum und wüster Löwenzahn
heilt die Wunden
von Wicke und Winde
brecht die tödliche Umarmung
in die Efeu uns schlang

SPIEL, HILDE

vollständig Hilde Maria Eva Spiel, Pseudonym: Grace Hansshaw, Jean Lenoir; geb. 19. Oktober 1911 in Wien, gest. 30. November 1990 in Wien.

Österreichische Kritikerin, Journalistin und Schriftstellerin.

Ihre Eltern waren schon vor ihrer Geburt zum katholischen Glauben übergetreten. So wird sie im christlichen Geist erzogen. Abitur am Realgymnasium in Wien. Studium der Germanistik (abgebrochen) und der Philosophie an der Universität in Wien. Während der Studienzeit Debüt als Schriftstellerin mit Kati auf der Brücke. Von 1933 bis 1935 Mitarbeiterin an der Universität Wien. 1936 Pro-motion und Heirat mit dem Journalisten und Schriftsteller Peter de Mendelssohn.

Im selben Jahr Emigration nach London. Beginnt nun, Englisch zu schreiben. Mitarbeit bei Exil-zeitschriften. Verkehrt hauptsächlich unter Schriftstellern, Künstlern und Journalisten. Erhält 1941 die britische Staatsbürgerschaft. 1946 Rückkehr nach Wien, wo sie als Auslandskorrespondentin arbeitet. 1948 als Theaterkritikerin in Berlin. Nach ihrer Rückkehr nach Großbritannien wirkt sie als Kulturkorrespondentin für verschiedene Zeitungen, Theater und Rundfunk. In der Nachkriegszeit eine der wichtigsten Literaturkritikerinnen im deutschsprachigen Raum.

1955 erwirbt sie ein Haus in St. Wolfgang im Salzkammergut, das ihr zum zweiten Wohnsitz wird.

1963 endgültige Rückkehr nach Österreich, wo sie in Wien weiterhin als Journalistin und freie Schriftstellerin arbeitet. So als Kulturkorrespondentin der Frankfurter Allgemeine Zeitung. 1971 Scheidung und neue Heirat mit Hans Flesch-Brunningen, der 1981 stirbt. Hilde Spiel hat neben ihren journalistischen Arbeiten Romane, Erzählungen und historische Sach-bücher verfasst. Auch als Übersetzerin englischer Romane und Theaterstücke wird sie bekannt. Dass sie so wenig Lyrik geschrieben hat, erklärt sie damit, dass sie von Natur aus keine Lyrikerin sei, nur manchmal „hat's sich mir aufgedrängt (...) eine Empfindung in diese Form zu fassen, dann hab ich dem nachgegeben.“ (Aus: Hermann, Ingo (Hrsg.): Zeugen des Jahrhunderts. Hilde Spiel. Die Grande Dame. Göttingen 1992, S. 118).

Die „Grande Dame der deutschsprachigen Literatur“ (Aus: Reich-Ranicki, Marcel: Lauter Lobreden, München 1994, S. 82), lässt erkennen, was sie über ihre Landsleute denkt. Sie äußert sich 1981 in einem ihrer Essays: „Ich bin eins mit der Stadt, der Landschaft, der Musik, der Literatur, nicht immer und unter allen Umständen mit den Menschen.“ (Aus: Hilde Spiel: In meinem Garten schlendernd. Essays, München 1981, S. 21).

Sie verfügt, dass kein Vertreter des Staates, der sie nie „anerkannt“ hat, ihrem Sarg folgen darf.

SPIES, GERTY
1897-1997

Und es rauscht der Regen nieder

Und es rauscht der Regen nieder,
dumpfe Schwüle in den Gassen.
Manchmal tönen auf dem nassen
Pflaster schwere Schritte wider.

Plötzlich schrillen aus der Höhle
eines Torwegs Frauenschreie –
angstgepeitscht, in steiler Reihe
schwellen sie zum Wahngegröle.

Und es jagt sie das Entsetzen
vor sich selbst durch irre Schauer.
„Hilfe!“ widerhöhnt die Mauer,
und die Stille reißt in Fetzen.

Stimmen schwirren, Fenster klirren,
und die hohlen Schritte hallen
näher. Trostestropfen fallen
in des Angstschreis Flammenwirren.

Und des Schmerzes Feuersäule
wächst und greift mit irren Armen
in den Himmel: „Herr, Erbarmen!“
Drauf erstirbt das Schmerzgeheule.

Und es rauscht der Regen nieder
wie die Tränen stummer Leiden.
Über Furcht und Elend breiten
sich des Schlafes Schatten wieder.

Theresienstadt

Schwarz ist die Nacht und schwer.
Die alten Frauen haben
Sich frierend eingegraben
Und wissen längst nichts mehr.

Ihr Schnarchen grunzt hervor
Aus einem Wust von Decken.

Es raschelt in den Ecken,
Und Husten bellt ins Ohr.

Die kranke Greisin weint.
Geschlossen sind die Scheiben,
Die Kälte zu vertreiben.
Nicht Mond, noch Kerze scheint.

Die Luft zieht suppendick
Durch angestrengte Lungen.
Es sehnen sich die Jungen
Zur Tagesfron zurück.

Sie liegen dicht an dicht
Auf abgemess'nem Platze.
Die dünne Strohmattatze
Erreicht die Füße nicht.

Sie starren leer und weit
Ins Schwarz mit trocknen Augen.
Der Heimat Bilder saugen
Sie aus der Dunkelheit.

Die Befreiung

Ich bin zurückgekehrt – ich weiß nicht wie.
Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör' der Heimatglocken Melodie;
Die Berg' und Wälder darf ich wiedersehen.

Ich bin zurückgekehrt – mir ist so weh!
Ist alles anders, als es einst gewesen,
Weil ich's mit jenen neuen Augen seh',
Mit denen ich das Leid der Welt gelesen.

Ich bin zurückgekehrt! – O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Des Nachts durch die zersprungene Seele geistern.

Transport!

Nacht. In des Traumes schützenden Hafen

Haben sie alle hinübergeschlafen.
Ich aber lieg' und find' keine Ruh,
Bilder bewegen sich auf mich zu!
Flügelspitzen berühren die Kissen –
Plötzlich wird jäh die Tür aufgerissen!
Licht brennt ins Auge! – Und ringsumher
Heben sich Köpfe – – schläft keiner mehr.
Tödliche Stille – kein Laut – kein Wort!
Peitschend zerreißt es die Spannung: – Transport!!!
Schmale Zettel mit grünen Streifen –
Wen wird er verlesen! – Wen wird es ergreifen!
Bin ich dabei – bin ich nicht dabei!?
– – – Vorüber für diesmal. – Der Opfer sind drei.
„Drei in unserer Stube allein –
Da wird der Transport über tausend sein.
Ins Dunkel? Ins Elend? Wohin wird es gehen!?
Werden wir dort unsre Kinder sehnen!?
Wird es noch furchtbarer werden als hier?
Wird man uns töten? Was wissen denn wir!“

Stille – kein Weinen – kein Klage-ton –
Eine nur flüstert: „Ich wußt' es schon.“

Der alte Mann

Er liegt auf seinem nackten Bette,
ein spärlich Kissen im Genick,
und starrt ins Licht mit totem Blick.
An monotoner Bilderkette

ziehn Heimat, Sorgen, Kampf und Schmerz,
verwaschene Erinnerungen,
ein Lied, das man ihm einst gesungen,
durch sein zersprungnes altes Herz.
In ausgefahrner Räderspurr,
zu schwach zum Sterben wie zum Leiden,
liegt er im Graben zwischen beiden.
Er lebt nicht mehr. Er atmet nur.

Winter 1943/44 im Konzentrationslager

In einer Baracke hausen wir alle,
Da hat uns der Wirbel zusammengeweht.
Da dröhnen die Tritte mit hölzernem Halle,

So daß man das eigene Wort nicht versteht.

Da stehen die Bäume wie tote Gespenster
Und strecken zum Himmel ihr wirres Geäst,
Da sickert der Regen durch klappernde Fenster,
Da surrt ein Gedräng wie im Hornissen-Nest.

Da stöhnen die Kranken, da keifen die Alten,
Da stampfen die Stiefel durch wäss'rigen Kot.
Da läßt sich vor Kälte der Löffel nicht halten,
Da packt uns das Fieber – da streift uns der Tod –

Da kauert das Heimweh bei Nacht in der Ecke,
Da frieren im Auge die Tränen zu Eis.
Da glühen die Bilder aus finstrem Verstecke
Und sengen das Herz, das von Glück nichts mehr weiß.

Fern rauschen die Wälder, fern locken die Seen,
Die Sonne verschwendet ihr mütterlich Licht.
Die Sterne erzählen von Kommen und Gehen,
Sie blinken hernieder und sehen uns nicht.

In einer Baracke hausen wir alle,
Da nährt uns das Brot, das den Hunger nicht stillt.
Da würgt uns das Schicksal mit eiserner Krallen,
Bis daß uns Blut aus dem Herzen quillt.

Wir blicken zum Himmel, wir heben die Hände,
Wir stöhnen ins Kissen ein einziges Wort:
„O Vater der Gnade, ein Ende, ein Ende!
Uns schreckt keine Zukunft – nur fort – nur fort!“

SPIES, GERTY

geb. Gertrud Humprich; geb. 13. Januar 1897 in Trier, gest. 10. Oktober 1997 in München.
Deutsche Schriftstellerin.

Die Tochter eines jüdischen Kaufmanns wird als Kindergärtnerin in Frankfurt am Main ausgebildet. Kehrt 1918 zu ihren Eltern zurück. Nach ihrer Heirat 1920 zieht sie nach Freiburg im Breisgau. Die Ehe wird 1927 geschieden. 1929 geht sie mit beiden Kindern nach Schwabing und beginnt zu schreiben, vor allem Gedichte und Humoristisches. Lebt ab 1933 in gesellschaftlicher Isolation. Wird 1939 zur Arbeit in einem Münchner Verlag verpflichtet. 1942 erfolgt ihre Deportation nach Theresienstadt. Ist dort u.a. in der Altenpflege tätig. Kehrt 1945 nach München zurück.

1947 erscheint ihr Gedichtband Theresienstadt. Für weitere Arbeiten findet sich zu dieser Zeit kein Verlag. Erst 1984 erscheint Drei Jahre Theresienstadt und 1987 der Gedichtband Im Staube gefunden.

Märchen, Satirisches und politisch geprägte Lyrik sind ihre Arbeitsgebiete.

Gerty Spies stirbt im Alter von über 100 Jahren. Ihre selbst verfasste Grabinschrift lautet:
„Ich liebte, lachte und litt (...).“

SPITZER, LEONIE
1891-1940

Ich will nicht essen

Es macht mich schwer.
Ich will nicht Schlaf.
Denn Schlaf ist vergessen
und ich will mein Licht
auch für Stunden nicht
von mir geben.
Ich brauche nicht mehr
als den Schmerz um dich.
Von dem kann ich leben.

OFT WEISS ICH PLÖTZLICH: nichts ist von Bestand.
Ich fühle den Boden unter mir ein Meer,
Das Morgen ist noch nicht, das Gestern ist nicht mehr,
das Heute ist ein schmaler Streifen Land,

der aufsteigt aus der ungewissen Flut
und sich erst bildet unter meinem Schreiten.
Mein Herz, das sonst so sicher in dir ruht,
fühlt bebend alles schwinden und entgleiten.

SPITZER, LEONIE

vollständig Leonie Adele Spitzer; geb. 17. Mai 1891 in Wien, gest. 5. Juni 1940 in Oxford.
Schriftstellerin und Lehrerin.

Die Tochter eines Arztes erhält Hausunterricht. Dann Besuch des Lyzeums Hanausek. Erwirbt
1912 die Lehrbefähigung für Französisch und Englisch. Im selben Jahr zu Sprachstudien in
Oxford, nach Rückkehr Abitur in Wien. Studiert dann dort Philosophie. 1920 Promotion mit
einer Dissertation über Rilkes Verskunst. Dann Lektorin und Lehrerin in Wien. 1923
Lehramtsprüfung für Gymnasien. In diese Zeit fällt ihre stärkste lyrische Schaffensperiode.
1929 Anstellung als Lehrerin am Floridsdorfer Gymnasium. Wird 1938 in den Ruhestand
gezwungen. 1938 Flucht nach Italien, 1939 weiter nach England. Dort als Lehrerin an
verschiedenen Schulen, u.a. in Oxford. Stirbt schon mit 49 Jahren. Ihr Zwillingsbruder, der
Arzt Fritz Spitzer nimmt sich im November 1938 das Leben.

Neben frühen Dramenversuchen Verfasserin von Gedichten und Prosa.

STAUB, HERTA
1908-1996

September

September, der du rot und gold
kommst königlich gegangen,
mit Nächten, die der Sturm durchtolzt,
mit Fernen, die weit aufgerollt
den Horizont umfassen;

der du des Sommers Müdigkeit
am schlaffen Grün erkennst
und alles, was zum Tod bereit,
im Taumel und voll Festlichkeit
hochlodernd rings verbrennst:

Du schreitest von Erfüllung schwer,
du nimmst und gibst zugleich.
Du breitest Gnade um dich her
und mahnst zu reifer Wiederkehr
ins dunkle Schattenreich.

Vertrieben

Noch zittert das Herz mir, noch drängt sich die Flut
der Tränen um überzufließen.
Versunken die Hoffnung, versunken der Mut
je wiederzusehn, was wir ließen.

Ich dachte zu wohnen, jetzt brennt mir das Haus
und der, den ich liebte, ist weit.
Noch wirft einer brennende Möbel heraus,
hoch wirbelt das Feuer. Es schneit.

Rot spiegelt der Himmel die brennende Stadt
Und Aschen- und Rauchwolken glühn.
Das Herz ist erstarrt, und wer Schuld daran hat
wird um neue Vernichtung sich mühen.

Kriegsende

Still brannten die Feuer,
ein blutendes Pferd
rannte um den Dom;
auf den Schwellen der Häuser,
erbrochener Läden,
saßen die Männer,
fremd, schlitzäugig, leise
und leckten ihre Wunden.

Entfernt nur mehr Schüsse
verfliegenden Hasses,
aufzischender Feuerschweif
von Granaten in den Abend.
Über zertrümmerte Barrikaden,
Steine, Geröll, langsam
zermalmt von den Panzern,
läuft ein fremder Soldat:

ein Hirtenjunge,
schreiend um Gras, für sein Pferd.

Die Möwe

Wenn die Möwe fliegt
weiß vor den kristallinen
Himmel des Winters,
vor der Sensenlinie des Horizonts
die nach dem Land zielt,
verwischend die tödliche Härte
mit ruhlosem Zickzack,
ihr Schrei über dem Tosen

der Brandung,
ihr Flaum Brust an Brust
sich wiegend über den Stürmen,
obsiegt sie
bitteren Salzhauch im Schnabel
schwebend,

wie Erinnerung obsiegt
allen Gewalten und Martern
des Herzens.

STAUB, HERTA

vollständig Herta Felicia Staub; geb. 21. Dezember 1908 in Wien, gest. 18. August 1996 in Wien.

Lyrikerin, Erzählerin, Übersetzerin und Publizistin.

Besucht das Realgymnasium und eine Bürgerschule in Wien. 1920 bis 1922 Aufenthalt in Holland. Ist schon zu früher Berufsarbeit gezwungen. Neben ihrer literarischen und publizistischen Tätigkeit ist sie von 1932 bis 1938 Kulturredakteurin der Wiener Zeitung. Während der NS-Zeit wird ihr Schreibverbot auferlegt. Schlägt sich mit Übersetzungsarbeiten durch. Hält Kontakt zu Widerstandsgruppen. 1943 Dienstverpflichtung. 1945 bis 1949 Kunst- und Pressereferentin des Kulturamtes der Stadt Wien. Gleichzeitig als freie Journalistin für die Tageszeitung Neues Österreich tätig. 1964 wird sie als Poetik-Assistentin an die Universität Freiburg berufen.

Ihr Nachlass befindet sich in 32 Archivboxen in der Wien-Bibliothek im Wiener Rathaus.

SUSMAN, MARGARETE
1872-1966

Die Andern

Wir wandern, wir wandern,
Nicht Ziel noch Ende gilt,
Wo Gleichnis nicht winkt noch Bild,
Wir, unter den Völkern der Welt
Die ewig Andern.

Wir grüßen euch nur im Wandern
Aus des Menschseins dunkelster Not,
Verbunden im gleichen Tod
Und nur im Leben der Andern.

Die gelben Blätter

Die gelben Blätter wirbeln von den Bäumen,
der Sturm schlägt mir den Regen ins Gesicht,
in schwarzen Wolken stirbt das letzte Licht.
Ich geh voran – jetzt ist nicht Zeit, zu träumen.

Ich geh voran. Des Sommers Blumen starben,
viel süße Träume starben matt und schwer.
Nach keiner Hand greift heut die meine mehr.
Ich geh allein. Ich hab gelernt zu darben.

Die Hände, die nach meinen greifen wollen,
mit sanftem Druck geb ich sie wieder frei.
Nicht glaub ich mehr, daß jede würdig sei.
Doch ward ich still. Ich hab verlernt, zu grollen.

Nun bahn ich durch des Herbstessturmes Tosen
mir einen Weg, den nichts mehr hemmen soll,
zu einem Land von neuen Träumen voll,
zu einem neuen Sommer schwer von Rosen.

Das Letzte

So tief und grenzenlos ins Ungewisse
sind wir hineingestellt –

O laß mir deine Hand, daß ich es wisse:
es ist noch Leben in der Welt!

Die Welt zersprang, die Seele ist zerspalten;
getrennt ist, was du sprichst und was verschweigst –
Und alles Leben ist allein erhalten
im Bogen, drin du stumm dich zu mir neigst.

Massengrab

Hier ist es – hier ist das Ende,
Der Sturz über jeglichen Rand:
Hier sprengten menschliche Hände
Der Gottheit und Menschheit Band.

Die Seele erstickt im Schreien,
Kein Seufzer dringt mehr hinab,
Wo die Gräber ohn' Zeichen sich reihen
Zum grauen, endlosen Grab.

Kein Kreuz, kein Name, kein Zeichen,
Nur nackten Bodens Gebreit,
Und der Sturm fegt über der Leichen
Verlorene Einsamkeit.

Die modernden Massen, die Scharen
Verscharrt ohn' Erbarmen und Sinn –
Und jeder hat einmal erfahren
Das zitternde Leuchten: ich bin.

Und jeder ward einmal geboren
Und brach einer Mutter Schoß,
Und jeder ward einmal erkoren
Zum seinen: zum Menschenlos.

Sie liegen ohn' Jugend und Alter,
Vergessen hat sie die Zeit,
Und jeder war einmal Verwalter
Und Bürge der Ewigkeit.

Und jeder war einmal Spiegel
Und Funke des göttlichen Lichts,
Und jeder trug einmal das Siegel
Des einen: das Angesicht.

Nun ist das Antlitz verloren,
Das göttliche Siegel verflammt,

Als wären sie niemals geboren,
Und wir sind mit ihnen verdammt.

Von Gott und vom Menschen verlassen
Verzittert der Schrei des Gebets;
Die Seele kann es nicht fassen
Und der wütende Sturmwind verweht's.

SUSMAN, MARGARETE

verh. von Bendemann, Pseudonym: Reiner; geb. 14. Oktober 1872 in Hamburg, gest. 16. Januar 1966 in Zürich.

Deutsche Erzählerin, Journalistin, Essayistin, Philosophin und Lyrikerin.

Wächst in Hamburg und Hannover auf. Mit zehn Jahren kommt sie mit ihrer Familie nach Zürich. Dort Besuch der Höheren Töchterschule. Veröffentlicht schon erste Gedichte vor 1900. Nach dem Tod des Vaters (1894), der ihr Studium verhindert, kehrt sie nach Hannover zurück.

Nach einem Kunststudium in Düsseldorf und Paris studiert sie später Philosophie in München und Berlin, heiratet 1906 den Maler Eduard von Bendemann, mit dem sie in Zürich und Säkingen lebt. Arbeitet viele Jahre als literarische Korrespondentin für die Frankfurter Zeitung. Nach der Trennung von ihrem Mann (1928) geht sie nach Frankfurt am Main, wo sie sich auch politisch engagiert.

1933 emigriert sie nach Zürich, schreibt dort für die Zeitschrift Neue Wege. Die Schweizer Fremden-polizei legt ihr ein Rede- und Publikationsverbot auf. Unter dem Pseudonym Reiner setzt sie ihre schriftstellerische Arbeit aber fort. Lebt bis zu ihrem Tod in Zürich, zuletzt fast ganz erblindet.

1959 erhält sie von der Freien Universität Berlin die Ehrendoktorwürde. Sie gilt als noble Verkörperung deutsch-jüdischer Symbiose.

Im Zentrum ihrer Werke stehen die Beziehungen zwischen Deutschland und seiner christlichen Kultur einerseits und dem Judentum mit seinen Anliegen und Traditionen andererseits. (Aus: Aufsatz in der Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16. Mai 2007).

Sie schreibt über ihre Jugend in Deutschland: „Wir waren Deutsche, sonst wäre nicht alles, was später kam, so furchtbar, so niederschmetternd gewesen. Wir sprachen die uns teure Sprache, im wahrsten Sinn die Muttersprache, in der wir alle Worte und Werte des Lebens empfangen hatten, und Sprache ist ja fast mehr als Blut. Wir kannten kein anderes Vaterland als das deutsche, und wir liebten es mit der Liebe zum Vaterland, die später so verhängnisvoll wurde.“ (Aus: Susman, Margarete: Ich habe viele Leben gelebt. Erinnerungen. Stuttgart 1964, S. 14)

Ihr Fazit: „Nichts von dem, was auf deutschem Boden, von deutschen Händen oder von ihnen geführt jüdischen Menschen widerfahren ist, darf vergessen werden; das ist das strengste Vermächtnis der Opfer an die Überlebenden ... Eine Versöhnung, ein Friede ohne Wahrheit könnte nur in eine neue Katastrophe führen.“ (Aus: Susman, Margarete: „Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes“. 2. Auflage Zürich 1948, S. 216)

ULLMANN, REGINA
1884-1961

Alles ist sein ...

Du willst dem Geschieke zuvorkommen,
seinen majestätischen Lauf voreilig unterbrechen,
willst dein Leben von dir werfen,
wie man Warenballen aus einem Schiffe wirft,
nur weil man befürchtet und abschätzt,
daß es sie nicht mehr zu halten vermag,
bis es das Land erblickt ...
Und weißt doch nicht,
ob es nicht doch noch trägt,
oder ein anderes Wunder,
vielleicht in Gestalt eines Walfischs
sich bergend,
von seinem Wasserspiele abläßt
und vor dir in silberner Straße einherzieht,
mit seinem eigenen Leibe
das todeserschöpfende Rudern ersparend!
Und weißt nicht,
ob der Blitz im Gewölk dich nicht sucht
und dein Schiff und die Bürde so heimwärts kommt
auf gradestem Wege!
Aus der wirbelnden Sturmssäule hinaufgeschleudert!
Von seiner Hand ergriffen
und geheiligt aufgestellt im Himmelsraume.
Weißt nicht, was ihm das liebste ist:
Du selbst
oder die Bürde, um deretwillen du fährst,
oder das Schiff, worin du sie birgst,
oder das Meer, worein es verpflanzt ist –
Denn alles ist sein.

Einsiedlerin

Du fremder Geselle,
du bist vorbei,
und fern da draußen
seh ich dich stehn.
Ich geh hinein.
Ich habe es gut,
ich weiß es wohl.

Mir ist das Öl
In meinem Krüge
nicht versiegt.
Und wenn mich hungert,
nehm ich mich zur Hand.
Und Mitleid hilft mir nicht
mit dir.
Wohl, freilich ist es schwer.
Dich frör in meinem Kleid,
dich dürstete.
Ich aber bin die Einsamkeit
und lieb mich selber
wie die Allnatur.

GANZ SCHMAL IST NUN
mein Land geworden
und ohne Blumen,
ohne Gras und Ähren.
Dort.
Ich geh nicht mehr hin.
Es ist der Horizont,
drauf Tote leben,
so wie auf einer Insel.
Sie leben wie der Sand,
vom Himmel und von
Brandung;
stets fortgenommen
sind sie immer da.
O was für Sturm!
Sie könnten in die Wolken,
könnten fliehen,
mit Vögeln sich erheben, –
doch sie bleiben.
Ich erkenne sie.
Den Silberglanz, sie teilen ihn,
als solche,
die auch diesen nicht nötig haben,
mit Himmel und mit Erde.
Sie sind bereit,
für Nichts sich aufzulösen.
Wir aber sehen hin,
ob es noch da ist,
dieses Fleckchen Land,
das unser ist.
Sie haben sich verschenkt,
und wir, wir Armen,

nehmen es von ihnen.
Wir nehmen täglich
unsere Dinge an,
statt sie neu zu leben.
Wir nehmen sie von ferne,
so wie Schalen und Gläserklang,
und speisen draus und schlürfen.
Es ist, als nähmen wir
den Tod noch aus dem Leben.
Sie aber lassen es
und essen aus den Händen
und halten ferne das Gelage mit,
das sie mählich endet,
aus Trauer um das Leben,
aus Mitleid um das Nichts ...

Lobsang

Vor dir geht dein Weg hinaus,
deinem Glauben dich vertrauend.
Du bist's, dem du, dich erbauend,
vorgeschaut.
Selbst die Schritte unter dir,
wie ein festgefügtter Grund,
schützen zürnend Geister dir.
Und sie gehen weit voraus,
weisend, wo sie wehren wollen,
und des Hebens unter dir
ist kein Ende.
Und sie halten in die Höhen
und erheben und erheben
wie vier schwarzgewundne Säulen
selber über Gott hinaus.

ULLMANN, REGINA

Rega genannt; geb. 14. Dezember 1884 in St. Gallen/Schweiz, gest. 6. Januar 1961 in Ebersberg/Oberbayern.

Traditionsverbundene christliche Dichterin von hohem ästhetischen Niveau.

Durch den frühen Tod des Vaters (1889) erlebt sie mit einer problematischen Mutter eine schwere Kindheit. Lehre als Gärtnerin. 1902 ziehen sie und ihre Mutter nach München, leben auch kurze Zeit in Wien. Arbeitet zeitweise an der Bayerischen Staatsbibliothek und besucht Kurse für Literatur und Kunstgeschichte. Tritt 1907 mit Prosatexten an die Öffentlichkeit.

Wird von Rainer Maria Rilke literarisch und finanziell gefördert.

1911 vollzieht sie in Altötting den Übertritt zur katholischen Kirche; gilt seither als eigenwillige, christlich orientierte Erzählerin. Charakteristisch ist die in ihren Werken gezeigte Zuneigung zu den kleinen Dingen und den einfachen Menschen, wie auch ihr behutsamer, realistischer Schreibstil.

1935 muss sie, aus dem „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ ausgeschlossen, Deutschland verlassen, geht für kurze Zeit nach Salzburg, nach dem Tod der Mutter (1938) in das von Nonnen geführte Marienheim in St. Gallen. Die letzten Monate ihres Lebens verbringt sie bei einer ihrer zwei nichtehelichen Töchter in Bayern.

Die Literaturzeitung *Schöne Literatur* schreibt am 28. Oktober 1922:

„R. Ullmann ist eine der ganz wenigen Frauen, die wirklich dichterische Kräfte haben. Sie erfindet nicht eigentlich, ist nicht eigentlich schöpferisch, aber sie erzählt die einfachsten Dinge (...) in unvergesslicher Weise.“ (Aus: Killy, Walther: *Literaturlexikon, Autoren deutscher Sprache*, Bd. 11, S. 473).

URBANCIC, MELITTA
1902-1984

Auftrag

Da der Ruf mich traf,
lang bevor das Schicksal noch gesprochen,
hat er Werk und Schlaf,
Tag und Nacht mir drängend unterbrochen.

Seit ein Weg sich bot,
mitten zwischen steilgetürmten Steinen
hat mich keine Not
mehr vermocht, um dich, mein Land, zu weinen.

Als ich Abschied nahm,
liebe Hand zum letzten Mal zu drücken,
kehrte ohne Gram
Lebenden und Toten ich den Rücken.

In der Fremde nun
– Land und Sprache legen mich in Ketten –
kann ich nimmer ruh'n,
muss im Lied mein Teil der Heimat retten.

Vor der Flucht

Wenn ich mich zum Aufbruch rüste,
wird mich keine Reue brennen,
werd' ich keinen Freund erkennen,
nichts, was mich zu halten wüßte.
Ohne Trost und ohne Klagen,
werd' ich mich von allem trennen,
niemandem mein Wegziel nennen,
ratlos meinem eignen Fragen.

Denn ich gehe im Gebote,
weiß ich nur, und unterm Sterne.
Unter ihm wird jede Ferne
nah, und Lebende und Tote
sind in seinem Licht vermischt –

Weh uns allen, wenn es lischt!

Nordsommernacht

(Lidice)

Ich geh durch die helle Nacht
Dem Meere zu –
die Flamme, die den Tag entfacht
kommt nicht zur Ruh.

Sein Grauen, nun verkehrt in Gram,
jagt noch mein Blut.
Was dieser Tag dem Glauben nahm,
wird nie mehr gut.

Doch was mir heute Trost gebracht
Wiegt jetzt auch schwer –
Ich trag es durch die helle Nacht
Mit mir zum Meer!

Stumme Tragödie

Warum spricht der Bruder nicht?
– liegt verkrampft mit seinen Händen
in den Gräsern – aber wenden
will ich doch nicht sein Gesicht,

weil es keine Augen hat.
Wo die gestern sind geblieben,
weiß ich nicht – und seine lieben
Locken kleben feucht und matt.

Mutter sagt, man darf nicht weinen
denn die Weißen könnten's hören
und mit ihren großen Steinen
unsre Hütte dann zerstören.

Wenn der Bruder wieder spricht,
werd ich nach dem Weg ihn fragen,
ihn nachhaus zur Mutter tragen
mit dem auglosen Gesicht.

URBANCIC, MELITTA

geb. Grünbaum, Pseudonym: Makarska; geb. 21. Februar 1902 in Wien, gest. 1984 in Reykjavik.

Lyrikerin, Bildhauerin und Übersetzerin..

Die Tochter eines jüdischen Rechtsanwaltes studiert Germanistik in Wien und Heidelberg mit Promotionsabschluss (1928). Dann Schauspielausbildung. Engagement am Theater in Koblenz. Heiratet 1930 den nichtjüdischen Komponisten Dr. Victor Urbancic. 1934 Übersiedlung der Familie nach Graz. 1938 zum katholischen Glauben konvertiert und kirchlich geheiratet.

1938 Flucht mit drei Kindern nach Island. Dort als Lehrerin, Imkerin und Bildhauerin tätig.

Ihr Mann stirbt 1958. Ihre Mutter kommt in Theresienstadt um.

Zeit ihres Lebens ist sie eine leidenschaftliche Verfechterin für die Rechte der Unterdrückten.

Schon in frühester Kindheit schreibt sie Gedichte. Mehrere ungedruckte

Gedichtsammlungen befinden sich im Nachlass. Einige ihrer Gedichte werden von ihrem Mann vertont.

URZIDIL, GERTRUDE
1898-1977

Vigilie

Ich habe dem Heulen des Windes
Lang durch die Nacht gelauscht,
da sind die Märchen des Kindes
am Fenster vorübergerauscht.

Ich glaube, daß Hexen so pfeifen,
daß Nixen so singen und schrein,
daß wir sie nicht begreifen,
sollt uns von Dünkel befrein.

Solang wir die Geister noch hören,
hat das Leben noch Zauber und Schwung.
Was auch die Stürme zerstören:
Ihr Braus hält die Erde jung.

Botschaft in die Ferne

Da wir die Hoffnung des Frühlings noch teilten
und die erste Süße der Früchte,
winters beim Glück der Gespräche verweilten,
schienen vergoldet des Jahres Verzichte.

Freunde, nun lebt ihr in anderen Breiten,
die einer anderen Sonne erwidern.
Ach! kein gemeinsamer Gruß der Gezeiten
kann unsre Tage einander verbrüdern.

Was auch die Kräfte der Ferne bewirken,
Eines ist da, was sie immer gewährten:
in unserer Sehnsucht reinen Bezirken
sind wir geeint als des Geistes Gefährten.

Grosses Geschick

Ein Herzstück blieb in Prag zurück.
In Amerika leb ich auf Reisen.
Das steigert den Alltag zu grossem Geschick,
er bewegt sich in neuen Geleisen.

Die Kindheit meldet sich wieder zu Wort:
Lerne lesen, schreiben und gehen!
Dann wirst du auch am fernsten Ort
Die Proben der Fremde bestehen.

URZIDIL, GERTRUDE

geb. Thieberger; geb. 20. Juli 1898 in Goltsch-Jenikau/Böhmen, gest. 12. Juni 1977 in New York.

Lyrikerin und Erzählerin.

Tochter eines Rabbiners. 1900 kommt die Familie nach Prag. Besuch des humanistischen Gymnasiums. Studiert als eine der ersten Frauen an der Prager Karls-Universität. In ihren Prager Jahren verfasst sie Naturlyrik im Stil der Neuen Sachlichkeit und beschreibt die positiven Aspekte des Landlebens. Heiratet 1922 den Schriftsteller Johannes Urzidil (siehe dort).

Nach der Entlassung ihres Mannes ziehen beide 1933 in den Böhmerwald.

Von der Gestapo bedroht, fliehen beide 1939 über Italien nach England. 1941 weiter nach New York. Sie arbeitet dort als Kindermädchen und schreibt kleinere Texte für Zeitschriften, Zeitungen und Anthologien.

1946 wird sie amerikanische Staatsbürgerin. Gertrude Urzidil, Verfasserin gedankenvoller Verse ist auch die immer eng verbundene Wegbegleiterin ihres Mannes, des Dichters Johannes Urzidil (siehe dort), der ihr 1959 in seinem Roman Das große Halleluja ein wunderbares Denkmal gesetzt hat.

VARNHAGEN VON ENSE, RAHEL
1771-1833

Einsam

Einsam
Steht jeder,
Auch liebt
Jeder allein,
Und helfen
Kann niemand dem andern.

Spanisch

Wollte klüger sein, als Träume;
Ach wie dumm war Rahlchen da.
Nur die Träume waren klug!
Außen ist man nur verwirret,
Innen ist man klar und deutlich,
O wie hatten Träume Recht!
Könnten wir nur recht erwachen,
Uns besinnen, Trug verscheuchen;
Zu dem wahren Traum hinab!
Alle Geister sind nur Träume,
Träume Eines Geistes nur.
Uns zurück in diesen finden,
Ist Erwachen nur zu nennen;
Oder auch: der schönste Traum.

Sprüche

1.
Du sollst nicht rechten und richten;
Du wirst es doch nicht schlichten.
2.
Die Welt ist reizend, viel zu lieben drin.
Sich damit begnügen, ihr innerster Sinn.
3.
Mit Liebe willst du die Welt umfassen?
Du kannst es nicht: sie will sich gar nicht lieben lassen.

4.

Mögest du dies nie verstehn!
Dir heil'ger Jugend Irren nie vergehn!

5.

Vergeblich ist der Wunsch, der Segen!
Lebst du, mußt du durch alle Welten dich bewegen.

6.

Von hohem fremden Geist sind wir bewegt.
Und unser ganzes Dasein so erregt.

7.

Wir können uns nicht selber fassen:
Ergeben müssen wir uns gehen lassen.

8.

Wenn auch das Ganze wir nicht verstehn;
Desto mehr wollen wir auf nächste Schritte sehn.

VARNHAGEN VON ENSE, RAHEL

geb. Levin; geb. 19. Mai 1771 in Berlin, gest. 7. März 1833 in Berlin.
Schriftstellerin, Kritikerin und Salonière.

Als ältestes Kind des jüdischen Münzkommissars Levin Marcus erlebt sie eine behütete Kindheit und Jugend. Die autodidaktische Beschäftigung mit deutscher und französischer Literatur vermittelt ihr früh ein Bewusstsein von ihrer eigenen kritischen Begabung. 1790 bis 1806 führt die hochbegabte Rahel einen literarischen Salon, in dem Dichter, Naturforscher, Politiker, Gesellschaftsgrößen und Aristokraten auf einer Ebene miteinander verkehren. Hier tritt sie für die Emanzipation des Judentums und der Frauen ein.

Sie macht den von Goethe-Verehrung geprägten Kreis zu einem wichtigen Kapitel deutscher Literaturgeschichte. Für Heinrich Heine, der kurze Zeit zu ihren Bewunderern zählte, war Rahel einfach „die geistreichste Frau des Universums.“ (Aus: Die Spree-Laterne von Paulus Potter. Berliner Geist, Witz und Humor, Hamburg 1970, S. 82).

Ihr Judentum empfindet sie als eine schmerzhaft Wunde. Ihre Hoffnung: vollständige Integrierung durch kulturelle Anpassung, wenn eben nötig, auch durch die Taufe.

Konvertiert 1814 bei Schleiermacher, unmittelbar vor ihrer Heirat mit dem vierzehn Jahre jüngeren Karl August Varnhagen von Ense, den sie seit 1808 kennt, zum protestantischen Glauben und macht so die Ehe, die eine Vernunftehe gewesen sein soll, möglich.

Ihre Tagebücher und Briefe sind typisch für die im 19. Jahrhundert aufblühende Frauenliteratur und einer bis dahin unerreichten Briefkultur. Hier zeigt sie nicht nur historische und kulturelle Vorgänge auf, sondern brillanten Stil und politische Weitsicht. Sie selbst hält sich für eine der „allerersten Kritikerinnen Deutschlands“. (Aus: Kilcher, Andreas B.: Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, S. 584).

WEIL, GRETE
1906-1999

Der Tod:

Willkommen, wertest Publikum.
Ihr schaut erstaunt. Ihr blickt euch zögernd um.
Seid ruhig, ich tu euch heute nichts zu Leid.
Ich lasse euch und ihr lasst mir noch Zeit.
Ihr sollt auch eure Trübsal bald vergessen
Und ich – bin gerade etwas überessen.
Drum hab das Stundenglas ich gern vertauscht
Hier mit dem Mikrofon. Seid still und lauscht
Auf die Akteure, die ich euch beschwöre.
Es sind ein paar allerliebste Chöre.
Nicht sehr erfahren noch in dem Agieren,
Vielleicht, dass einige sich selbst genießen.
Seid nicht zu streng. Und ist das Spiel zu Ende
Gebrauchet mir gar fleißig eure Hände,
Denn Beifall wünscht sich jedes Mimen Herz,
Wenn er nicht kommt, ist selbst dem Tod ein Schmerz.
Und ist er auch mit Beifall nicht verwöhnt,
So tut ihm Leid, wenn man ihn oft verhöhnt.
Ich weiß, es sind in eurer Mitte Seelen,
Die sich mit den Gedanken an mich quälen
Und wieder andre, die mit bittren Tränen
Mein Kommen sich als höchstes Glück ersehnen.
Dem einen wie dem andern muss ich sagen,
Ihr langweilt mich. Hört auf mit euren Klagen.
Ich komme dann zu euch, wenn's mir gefällt.
Gebraucht die kurzen Stunden dieser Welt,
Lebt sie bewusst, damit sie euch bekommen.
Ich hab die Conference übernommen,
Um euch die Zeit ein wenig zu verkürzen
Und sie mit meiner Künstlerschar zu würzen.
Sie sind die Welt. Wie sie sich heut als Bild
Uns zeigt. Großsprechend, blutig, wild
Und doch so arm. Vom Leben weit entfernt
Sie haben nichts als Mord und Raub gelernt
Und Sterben. Was sie tun, ist gräulich,
Im Grunde find ich es ganz abscheulich.
Doch was als Wirklichkeit schwer zu verdauen,
Soll als Symbol die Seele euch erbauen,
Und weil ihr leidet, seufzt, ergeht die Bitt
An euch, ihr Lieben, spielet kräftig mit.
Verwandelt euch aus starren Marionetten

In Menschen, die sich in die Handlung retten.
Ergreift die Tat! Und seis auch nur im Spiel,
Ich wette, dass es euch am Schluss gefiel.
Agiert und spielt. Dann ist schon viel getan.
Am Ende sieht der Tod euch lächelnd an.
Theater alles und um zehn vorbei.
Der deutschen Wache mach den Platz ich frei.

Verschleppte Juden

Jahrhunderte lang wälzt sich unser Heer
Über endlos steinige Straßen.
Wir wissen kaum die Stunde mehr,
Wo wir die Not vergaßen.

Immer geschlagen, gekreuzigt, verbrannt,
Sind wir Gottes liebste Kinder.
O, hätte er uns aus der Gnade verbannt,
Vielleicht litten wir dann minder.

Immer verfolgt und immer verjagt,
Verbannt von menschlichen Zelten,
Beten wir zu dem, der uns plagt:
Lass uns einmal auch vergelten.

Schenk uns Mord. Lass uns dein Schwert
In den nackten Händen halten
Endlich gib, so lange entbehrt
Deinen Segen unserm Walten.

Lass uns Mehrheit sein und Macht,
Das Volk, der Pöbel, die Menge.
Gib wieder uns die alte Pracht
Erlös uns aus der Enge.

Namenlos über Welt und Zeit
An des Lebens geheimen Quellen
Thront er. Doch voll Barmherzigkeit
Ließ er unsre Seelen erhellen.

Wo die anderen enden, ist unser Beginn,
Wir verstehen, wo sie verhöhnen,
Vielleicht ist Gerechtigkeit unser Sinn,
Dass wir die Menschheit versöhnen.

Wir ziehen die Straße wie es Gott gefällt,
Verflucht, gehetzt und zerrissen.

Wir sind sein Ruf an seine Welt.
Wir sind der Welt Gewissen.

Das Riesenheer allein gelassener Frauen

Zwölf Stunden hat jede Nacht
Zwölf Stunden hat jeder Tag,
Wir haben geweint und gewacht,
Wir sind wie ein Herz ohne Schlag.

Wir schreien zum Himmel um Gnad
Doch Gott bleibt kalt und stumm.
Wir wissen uns keinen Rat.
Warum, warum, warum?

Wir sind allein ohne Mann.
Wir verloren den rechten Pfad.
Es ist nicht mehr viel an uns dran.
Wir sind zu müde zur Tat.

Wie waren wir stolz in der Pracht.
Glücklich, jung und dumm.
Was hat man aus uns gemacht?
Warum, warum, warum?

Der Tod hält große Mahd.
Wie wuchtig schwingt sein Arm.
Der uns die Seel zertrat,
Erbarm dich uns, erbarm!

Unsere Lippen murmeln die Frag,
Durch die Welt, durch die Zeit, um und um,
Bis zu dem jüngsten Tag:
Warum, warum, warum?

WEIL, GRETE

eigentlich G. Margarete Elisabeth Jokisch, geb. Dispeker; geb. 18. Juli 1906 in Rottach-Egern, gest. 14. Mai 1999 bei München.

Deutsche Schriftstellerin und Übersetzerin.

Wächst in einer großbürgerlichen Familie ohne Bindung an jüdische Religion und Tradition auf. Der Vater Siegfried Dispeker ist Rechtsanwalt. Sie studiert Germanistik in Berlin, München und Frankfurt am Main.

Heiratet 1932 den Dramaturgen Edgar Weil, der 1933 nach kurzfristiger Verhaftung in die Niederlande flüchtet. 1935 folgt sie ihrem Mann in das Exil. Leben in Amsterdam. Dort findet sie zunächst Arbeit als Fotografin. Nach dem Tod ihres Vaters lässt sie ihre Mutter

nach Amsterdam kommen. Der Versuch, nach dem deutschen Überfall aus Holland zu fliehen, misslingt. Im Juni 1941 wird Edgar Weil nach einer Straßenrazzia in das KZ Mauthausen verschleppt, wo er kurz darauf um-kommt. Sie wird Mitglied im Jüdischen Rat, der auf Befehl der Gestapo die Erfassung der Juden Amsterdams organisieren muss, ihr aber gleichzeitig Schutz gewährt. 1943 taucht sie unter und wird im Widerstand tätig. Sie überlebt und kehrt 1947 nach Deutschland zurück.

Nunmehr ist in ihrem Werk das jüdische Schicksal mit all den furchtbaren Erfahrungen, die Angst und das Grauen, das Thema. All ihre Arbeiten entstehen unter dem maßlosen Druck ihrer schrecklichen Erlebnisse mit „dem Land meiner Mörder, dem Land meiner Sprache ... Meine Krankheit heißt Auschwitz, und die ist unheilbar.“ (In: Grete Weil: Generationen, 1983, S. 8). 1960 heiratet sie ihren Jugendfreund, den Opernregisseur Walter Jokisch.

WEISS, MARIE
1884-1970

Nach einem Bericht des 1944 veröffentlichten Tagebuches
aus dem Warschauer Ghetto von Miriam Berg

Bezieht sich vermutlich auf die Geschichte von dem
Waisenhauspädagogen und Lehrer, der darauf bestand,
seine Zöglinge selbst nach Treblinka zu bringen,
ohne ihnen zu sagen, was ihnen bevorstand, und der dann
mit ihnen starb. Sein Name war Janusz Korczak.

Artig und freundlich, mit Nicken und Grüßen,
So kommen sie, auf trippelnden Füßen,
Aus dem lieben, lichten, vertrauten Haus
Auf graue Ghettostraßen hinaus ...

Gilt's heut, einen kleinen Ausflug zu machen?
Die Püppchen plaudern, winken und lachen,
Und wandern in schön geordneten Reihn
Hand in Hand, sittsam, immer zu zwein,

Indessen der Mann, der ihr Heim geleitet,
Getreulich und gütig mit ihnen schreitet,
Manchmal sie streichelnd, liebkosend ihr Haar –
Er, der den Waisen ein Vater war ...

Die schneeweißen Schürzchen der Kinder leuchten
Hell durch den Morgen, den regenfeuchten,
Bis endlich der ferne Spielplatz erreicht,
Der, seltsam, mehr einem Friedhof gleicht ...

Die weißen Schürzchen – sie waren wie viele
Sichtbare, leichte Soldatenziele!
Schon wurden sie von den Kugeln zerfetzt,
Zerrissen, beschmutzt und blutbenetzt ...

Es sanken die wankenden jungen Glieder
Tödlich getroffen zu Boden nieder –
Der Leiter, den sie zum Zusehn gebracht,
Wurde als Letzter niedergemacht. --

Nun grünt wohl der Grund um die Mörderstätte,
Und Erde birgt die Kinderskelette ...
Doch dauernd, auf sichtbarer Wand,
Steht, was geschehen hier, eingebrannt! –

Nacht während des Krieges in Seattle

Die Nacht ist seltsam wach, geräuschevoll,
Obgleich noch fern von allen Morgenröten –
Man spürt den Rauch aus nahegelegnen Schloten,
Der in die nebelfeuchten Lüfte quoll –

Es ist, als wäre Kindern, Tieren bang,
Die ängstlich sich in ihren Träumen regten,
Wenn Türen vieler Häuser sich bewegten,
Und mancher Schritt vom Straßenpflaster klang.

Unfern von hier dröhnt ein Maschinensaal,
Erhell't von grellen, staubbedeckten Lichtern,
Und müde Augen schaun aus den Gesichtern
Seit Stunden nieder auf den grauen Stahl.

Sie leisten auf den Schlaf der Nacht Verzicht,
Die Menschen, welche brüderlich verkettet
Mit andern sind, die schlummernd wo gebettet –
Sie alle stets im Wechsel einer Schicht!

Regentag in Altaussee

Das ist der Tag von windgebeugten Bäumen,
Der wolkengrau den Himmel uns verhängt –
Und alles scheint umspinnen von Versäumen,
Das beinah schmerzend uns bedrückt und kränkt ...

Der Tag von wenigen, schon abgezählten,
Die hier zu bleiben uns gegeben ward –
Da uns die goldnen Sonnenlichter fehlten
Und wir des Tales Schönheit nicht gewahrt ...

Sehnsucht in der Fremde

Am Wiesenabhang ruh ich aus –
Wie einst daheim, wie einst zuhaus –

Die Augen, halb geschlossen, sehn
Dort die geliebten Menschen gehen –

Dann naht ein Nebel grau und feucht,
Der die Gestalten mir verscheucht.

Kein Vogellied, das lockt und wirbt,
Die Grille nur im Grase zirpt,

Von einer Axt fällt fern ein Hieb – –
Wer kennt mich hier? Wer hat mich lieb?
Lehnstuhl in meinem Zimmer

Aus dem Stoff, dem lieben alten,
Blicken von des Lehnstuhls Falten
Rosen, Tulpen, Papagein –

Sind bescheiden aufgedruckte
Steife Blumen, und geduckte
Wesen bloß bei Tagesschein –

Doch des Nachts, da sind sie munter ...
Rosen, Tulpen blühen bunter,
Und die Papageien schrein ...

WEISS, MARIE

geb. 22. Oktober 1884 in Paris, gest. 9. Dezember 1970 in Seattle.
Lyrikerin.

Kommt als Kind mit den Eltern nach Wien. Wächst in jüdisch-assimiliertem, gutbürgerlichem Elternhaus auf. Heiratet den Ingenieur Franz Rudolf Weiss. 1908 Geburt der Tochter Marianne. Publiziert 1935 ihren ersten Gedichtband mit sehr persönlichen Reimen. 1938 Flucht über Paris nach London, 1940 weiter in die USA. Gründung eines literarischen Zirkels in Seattle. Ihr Mann findet Arbeit als Buchhalter. 1945 amerikanische Staatsbürgerschaft. Veröffentlicht zwischen 1935 und 1968 fünf Gedichtbände und lyrische Prosa, u.a. im Aufbau-Verlag New York. Besucht 1952 mit ihrem Mann Europa, auch Wien. In den späten Gedichten befasst sie sich mit der Rolle des konventionellen Frauenlebens der Zeit.

WIED, MARTINA
1882-1957

Beim Antritt des sechzigsten Lebensjahres

Viel Schuh' und Kleider hab' ich aufgetragen,
Hab' heimische und fremde Kost gegessen.
Die Welt hat sich gewandelt unterdessen –
Nicht mehr die Welt aus meinen jungen Tagen!

Zu hohen Werken hab' ich mich vermessen –
Und niedere Nachbarschaft muß' ich ertragen.
Ein wenig Erdenglück hab' ich besessen –
Viel tiefe Wunden hat mir Gott geschlagen.

Viel Aufwand war's für ein bescheidenes Leben,
Viel Hast und Sorge um zurechtzukommen:
Trotzdem – sind mir die Felle fortgeschwommen.

Doch wollt' mir wer im Tausch s e i n Leben geben,
Ein heiteres, leichteres – ich nähm' es nicht:
M e i n Schicksal! M e i n e Schmerzen – mein Gedicht!

Bombenflieger über einem Landgasthof

Weiß die Mauern, schwarz die Fensterschragen, Scharlachpelargonien blühen dazwischen;
Schwalben nisten in den Traufennischen. Vor dem Haustor schwankt des Gasthofsschild –
(Ehmals war's ein Muttergottesbild)
Mit den schillernden heraldischen Fischen.

In der Einfahrt wäscht ein Knecht den Wagen; an der Leine klatscht das nasse Leinen;
Aus der Wiege kommt ein Kinderweinen,
Aus dem Hof ein Gackern, Grunzen, Gurren,
Ein Geruch nach Gänsen, Schweinen, Tauben und du hörst die schwarze Katze schnurren.

Dürftest dich im tiefsten Frieden glauben, rauscht' ob deinem Haupte nicht die Brandung:
Vögel mit metallischem Gefieder,
Geier, Kondor, Albatros und Greifen, steil im Sturzflug, nahe schon der Landung,
Gleiten an der Küste gleißend nieder,

Steigen auf mit todbeschwerten Schweifen, griechischen Feuern unter steifen Flügeln;
Geier, Kondor, Albatros und Greifen steuern zwischen fahlen Wolkenhügeln
Durch die schmale Gracht ins Land der Fabel.
Ach, in welches Halbgotts Seite hackst du, Geier, heute Nacht den blutigen Schnabel?

Ausgestirnt zur heiligen Friedensfeier
Werden stille Nächte wiederkommen: Leier, Jungfrau, Berenicens Schleier.
Die geschlechteralten weißen Mauern werden Krieg und Aufruhr überdauern –
/ Mit den Schwalben in der Traufennische,
Blumen in den Fenstern und dem frommen Schild und Sinnbild der geweihten Fische.

Der Bruder

Jetzt, da der bittere Bruder mich Nacht um Nacht von hier abruft –
Dorthin, wo Kenntnis von Weg und Stegen mir mangelt –
Such' ich mir beides nach erinnertem Rauschen, unvergessenem Duft
Strömenden Wassers – und finde den Mann, der immer noch angelt,

Zuckt ihm auch niemals die Rute, niemals seine Hand.
Unbewegten Gesichts, das des Kappenschirms Maske beschattet,
Die Brust gebräunt, die nackten Arme vom Sonnenlosen verbrannt ...
„Immer noch sitztest Du hier, geduldig und unermattet?

Immer? Reißt auch an der Schnur Dir nie Gewicht glückhaften Fangs?“
„Doch“ kommt es spottend zurück: „Eines doch hab' ich errungen –
D i c h zu angeln. Und ohne Köder gelang's.
Dich, süßere Schwester, hab ich nun endlich bezwungen.“

Aus der Chronik des Paters Francesco Salimbeni (Pisa, Anno Domini 1239)

Nach einer Nacht voll grausigem Gesicht,
Da Stern und Vögel fielen tot in Schwaden,
Ging ich, mit leerem Brotsack leicht beladen,
Durch Pisa, wo vom Himmelsstrafgericht

Verseucht, gebläut, bebeult, wie Würm' und Maden
Gekrümmtes Volk hinsank. – Mit Glanz und Licht
Brach da Musik durch luftige Steinarkaden:
Gesellschaft saß dort (und sie sah mich nicht),

Jung, adelig, im bunten Festgewand;
Unfühlsam unserem Jammer abgewandt,
Sang hell ihr Chor die zärtlichsten Canzonen –,

Daß mir die Träne noch im Barte hing,
Als ich, umringt von schaurigen Visionen,
Durch Pisa mit dem Brotsack betteln ging.

WIED, MARTINA

eigentlich Alexandrine Martina Weisl, geb. Schnabl. Pseudonym: Elisabeth Janstein; geb. 10. Dezember 1882 in Wien, gest. 25. Januar 1957 in Wien.

Österreichische Schriftstellerin.

Aus einer vermögenden Familie aus Wien stammend, studiert sie Philologie und Kunstgeschichte in Wien. Bereits als Schülerin erscheinen ihre Gedichte im *Simplicissimus*. 1919 wird ihr erster Gedicht-band *Bewegung* veröffentlicht. Am Anfang des Jahrhunderts Konversion zum katholischen Glauben. Heiratet 1910 den Chemiker Sigmund Weisl, mit dem sie einen Sohn hat. Legt die Lehramtsprüfung ab und beginnt in den 20er Jahren Romane und Erzählungen zu veröffentlichen. Unternimmt Reisen nach Italien, England und Frankreich. Besucht 1927 bis 1929 Lodz. 1930 stirbt ihr Mann. Nunmehr Literatur- und Kunstkritikerin für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Emigriert 1939 nach London, ihr Sohn findet in Brasilien Asyl. Arbeitet von da an als Lehrerin für Geschichte, Deutsch und Kunstgeschichte. Häufiger Wohnungswechsel. Schreibt in dieser Zeit vier Romane. Bleibt bis 1947 in Großbritannien. Dann Rückkehr nach Wien. Den Roman *Die Geschichte des reichen Jünglings* kann man als ihr Hauptwerk bezeichnen. Als erste Frau erhält sie 1952 den Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur.

ZIBASO, MAGALI
*1939

Lichtpunkte aufsuchen

Lichtpunkte aufsuchen
in der Nacht

Entgegenwirken
den Ängsten

Bang ist's dir
bis der Vorhang
sich hebt
und das Licht einläßt
wie das Wort es befiehlt
(Ohne Titel)

Es blieb
ein Stückchen Himmel
in mir,
an dessen Firmament
deine Augen stehn.
Ich aber gehe gebeugt
und zähle
die Steine.

Friede

Schließ die Augen
und du wirst
die Toten sehen
nie mehr vergessen
ihre Augen
und sieh
den Vater
am offenen Grab
Kaddisch sagen

Schließ die Augen
Sieh –
die Anemonen
sind so rot

Jiskor

I.

Augenschreie
Ein Seelenlicht
züngelt sie
herztief.

Schrille Schreie
der Schwalben
denen einst
Anne, Selma
nachblickten.

II.

In diesen Tagen
bist du
glaszerbrechlich,
fiebernd
saugen die Sinne
Lichterinnerung ein.

Jede Blume verwundet
Vogelrufe dringen
messerscharf
in deine
Einsamkeit.

Gesichter

Leiber geschichtet,
Fracht
dem Tode vermarktet,
vom Sterben
Gesichter.

Ein Mund aber
schließt sich
zum Gebet
vor dem
Gefallenen.

Im Rhythmus der Stadt

Gebete
fluten auf die Fahrdämme,
auf denen Kinder

spielen:
die Stadt feiert Versöhnung
bis zum ersten Stern,
und in einem Riesencrescendo
bricht das große Vergessen,
das Leben,
das schon unter
den Gebetsmänteln
lauerte
und hungrig
nach Geschäften und Betäubung
hastet,
alle Schwüre.
Stunde der Dämmerung

Zum Baum geh
er weiß von
der Erde
den Wolken

Nimm den Stein in die Hand
sonnenwarm
taugetränkt
fühlt er
mit dir

Tritt ans Fenster
ins Licht
wenn du mit den
Toten
sprichst.

ZIBASO, MAGALI

geb. 1939 in Berlin, lebt in Jerusalem. Lyrikerin.

Wächst in Berlin als Tochter einer Jüdin auf, wo sie 1959 das Abitur auf einer Abendschule ablegt. Studiert ab 1961 Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft in Berlin, später in Göttingen und Frankfurt am Main. Tritt auch als Pianistin auf. Erste Reise nach Israel 1967. Tritt aus tiefster Überzeugung, aber auch aus Scham über die NS-Verbrechen am jüdischen Volk zum Judentum über. Nach Heirat und der Geburt ihrer drei Töchter wird sie 1975 in Frankfurt am Main promoviert. Im selben Jahr emigriert sie nach Israel. Studiert zunächst Bibliothekswissenschaft und beginnt dann als Übersetzerin vom Hebräischen ins Deutsche. Ihr Mann kehrt 1988 nach Deutschland zurück. Sie schließt sich dem Lyris-Kreis an, der seit 1987 deutsch schreibende jüdische Autoren vereinigt.

